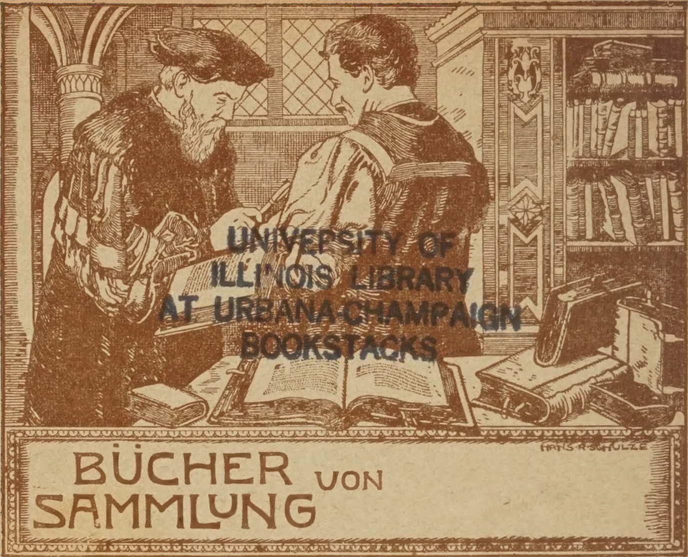
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Preis des vorliegenden Bandes bei Ausgabe 300 M. Später bei fortschreitender Geldentwertung entsprechende Erhöhung.



Zu der Erzählung „Spätsommer“ von Horst Bodemer. (S. 33)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

4. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Spätsommer

Erzählung von Horst Bodemer

Mit Bildern von A. Wald

Die Frau Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Gertrud Beenke hatte nach Kriegsende unter dem lebhaften Kopfschütteln ihrer Bekannten Berlin verlassen und in einem kleinen hessischen Landstädtchen, von dem man in diesen Kreisen kaum je etwas gehört, das noch dazu abseits von einer größeren Bahnlinie lag, ein kleines Haus mit einem Garten gekauft. Vor anderthalb Jahren war ihr Mann gestorben. Die kinderlosen Beenkes hatten immer lebhaften Verkehr unterhalten; die kluge Frau hatte es verstanden, der Mittelpunkt eines großen Kreises geistig hochstehender Menschen zu werden. Nun auf einmal entschloß sie sich zu dieser Flucht in die Provinz; und noch dazu in ein „solches Nest". Das mußte doch besondere Gründe haben. Am nächsten lag der Gedanke, irgend eine unglückliche Liebe müsse dazu den Anlaß geboten haben. Wie gründlich man aber auch alle Möglichkeiten durchdachte, im großen Freundeskreis fand doch niemand einen Anhaltspunkt. Ein Wunder wäre es ja nicht gewesen, die stattliche, hübsche, kaum zweiundvierzig Jahre zählende Frau Gertrud wäre noch einmal von der Liebe erschüttert worden. Auf die Frage ihrer Freundinnen, warum sie sich in die Einsamkeit flüchten wolle, und daß sie das sicher noch bereuen werde, hatte sie erwidert: „Ein gewisses Ruhebedürfnis trieb mich dazu. Und ich finde sie nur, wenn ich dem lieben, alten Freundeskreis entrückt bin. In Berlin ist ja alles so sehr verändert. Man wird auch alt." Da hatten die

Freundinnen erst recht gelächelt. Die liebe, gute Frau Gertrud — und sich alt fühlen! . . . Nun, man würde mit der Zeit schon erfahren, warum sie die Einsamkeit gesucht.

Die Leute in dem kleinen Landstädtchen boten freundlich die Tageszeit, wenn die Frau Geheimrat an ihnen vorüberging. Sie dankte jedem anmutig lächelnd und blieb bald bei dem einen und der anderen stehen. Sie erleichterte ihnen das Gespräch mit ihr, „Frau Geheimrat" sollten sie sagen, „gnädige Frau", das liebe sie nicht, es sei nicht mehr zeitgemäß. Ja, sie war wirklich eine vornehme Dame. Die Frau Postdirektor, die aus recht einfachen Verhältnissen stammte, ließ sich von ihrem Mädchen „gnädige Frau" nennen, die Witwe eines so hochstehenden Beamten lehnte den Titel ab, man merkte schon, wo wirkliche Vornehmheit zu finden war. Die Leute, die geschäftlich mit ihr zu tun hatten, schwärmten geradezu für sie. Von den Meistern, die bei der Einrichtung des Landhauses beschäftigt waren, nahm sie guten Rat an, beglich sofort alle Rechnungen, und wenn einer meinte, es eile doch nicht so, dann erklärte sie, daß in den immer schwieriger werdenden Zeiten jeder ein Recht habe, gleich den Lohn für seine Arbeit zu fordern.

Den ersten Besuch machte Frau Beenke bei der Vorsitzenden des Frauenvereins, einem Fräulein von der Blenn. Aufopfernd hatte das alte Fräulein in dem Reservelazarett, das seinerzeit im Städtchen eingerichtet worden war, vom ersten bis zum letzten Tage mitgepflegt und kannte den Kreis genau, denn für ihre Verwundeten hatte sie oft um Spenden gebeten.

„Ja, mein liebes Fräulein von der Blenn, Deutschland ist zusammengebrochen. Wir müssen trotzdem jetzt erst

recht tüchtig die Hände rühren. Vor allem wir Frauen, die allein auf der Welt stehen!"

Das alte Fräulein mit den grauen Ringellocken und den gütigen blauen Augen streckte der Frau herzlich die Hand entgegen.

„Wir werden das tun! Es gibt hier viele Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben."

„Freut mich sehr zu hören! Vor allem ist es nötig, daß die Klassengegensätze überbrückt werden. Wir wollen dazu helfen. Unsere Jugend muß das Vaterland wieder hoch bringen. Um die müssen wir uns jetzt vor allem kümmern. Ich hab' da einen Plan. Ganz reif ist er allerdings noch nicht. Ich lebe hier noch nicht lange genug, kann also noch nicht klar sehen, welcher Weg der richtige ist. Aber ich denke, es wird uns beiden gelingen, an unserem bescheidenen Teile mitzuwirken."

Sie rückte ein wenig näher.

„Man weiß ja, daß nach Kriegen sich immer besonders stark der Drang zeigt, zu heiraten. Ist das ein Wunder? In anständigen Menschen regt sich die Sehnsucht nach Häuslichkeit. Eine Aufgabe wäre es für uns, da mitunter ein bißchen Vorsehung zu spielen. Wenn es sein muß, aber auch die betreffenden Angehörigen zu warnen. Selbstverständlich äußerst vorsichtig!"

Fräulein von der Blenn blickte ängstlich auf.

„Das ist eine schwere Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle. Jeder sieht dem anderen in solch einem Landstädtchen in den Suppentopf. Man kennt alle Beziehungen, da würde es als anmaßend aufgefaßt werden, wir mischten uns in Herzensangelegenheiten."

Die unternehmungslustige Witwe lächelte nachsichtig.

„Sie haben mich nicht recht verstanden, meine Liebe! Man muß neutralen Boden suchen; größere Kosten dürfen

allerdings nicht entstehen. Ein Kreis von Menschen soll sich bilden, in dem wir, ohne daß wir uns aufdrängen, die Vertrauten werden. Dazu soll jeder Zutritt haben, der über Herzenstakt verfügt, vorausgesetzt, er gehört einer anständigen Familie an. Da bedarf es natürlich Ihres Rates, mein liebes Fräulein."

„Und wenn sich dann Leute in diesen Kreis drängen, die man nicht haben will? Im Anfang könnten wir wohl großen Zulauf haben, aber ich fürchte, dann kommt der Unfriede."

„Den zu verhindern ist unsere Sache. Das wird unsere Aufgabe sein."

Das sagte sich leicht, würde aber recht schwierig durchzuführen sein.

Als Frau Beenke gegangen war, seufzte das alte Fräulein; sie hatte allerlei Gutes über die neu Zugezogene gehört und war erfreut gewesen, daß sie den Weg so bald zu ihr gefunden, hatte gehofft, sie würde eine tüchtige Stütze des Frauenvereins werden, und war nun doch enttäuscht. In Berlin mochte so etwas gehen; hier, wo das halbe Städtchen miteinander verwandt war, aber gelang es sicher nicht.

Frau Beenke war mit dem Ergebnis der Aussprache ganz zufrieden. Kleinstädter waren nun einmal schwer in Trab zu bringende Menschen. Eine Aufgabe war es, die sie reizte; daß sie das nötige Geschick besaß, hatte sie in Berlin bewiesen. Widerstände waren ja nur da, um überwunden zu werden.

Den Sonnenschirm über der Schulter, wanderte sie von dem Häuschen des Fräulein von der Blenn nach dem ersten Gasthof der Stadt: „Zum goldenen Lamm". Dort hatte sie gewohnt, als sie auf das Eintreffen ihrer Möbel gewartet. Wußte, daß sich dort um den runden Tisch vorm

Kachelofen die Honoratioren des Städtchens zum Dämmerschoppen zusammenfanden. Die Unverheirateten und Unsoliden saßen sogar, trotz Polizeistunde, oft bis nach Mitternacht am Stammtisch und schwatzten klug. Manchmal spielte man auch Skat oder Schafskopf.

Der Wirt „Zum goldenen Lamm" hatte neben ihrer Villa einen großen Garten, in dem sich eine Kegelbahn befand. Die war das einzige, was Frau Beenke allerlei Verdrießlichkeiten verursachte. Sonntags ging das Kegelschieben nach dem Gottesdienst los und hörte vor zehn Uhr abends nicht auf. Nicht nur die Kugeln und Kegel machten Radau und die Kegeljungen, nein, alle Spieler besaßen ausgezeichnete Lungen. Und lachen konnten die Menschen hier, besonders aus Schadenfreude, ein Wunder war es, daß noch kein Zwerchfell gesprungen war.

Der Lammwirt war ein vernünftiger Mann, er würde Verständnis zeigen, wenn man ihm vorstellte, wie er seinen großen Garten noch nutzbringender verwerten könnte. Er zog sein Käppchen, als er mit Frau Beenke an der Tür zusammentraf, und fragte nach ihren Wünschen.

„Ich möchte Sie gern einmal unter vier Augen sprechen, Herr Schwalker."

In die gute Stube wurde die Frau Geheimrat gebeten. Auf dem Sofa saß sie und ging gleich ins Zeug.

„Sie wissen, was ein Tennisplatz ist, Herr Schwalker?"

„Gewiß! Ich bin in jungen Jahren eine Saison Kellner in Baden-Baden gewesen. Mein Vater hat damals gesagt: ‚Du mußt dich weiter ausbilden in deinem Beruf.' Da hat er mich in die Bäderstadt an der Oos geschickt. Dort hielt man sogar Tennisturniere ab."

„Dann werden Sie volles Verständnis haben, wenn ich Ihnen vorschlage, in Ihrem Garten einen Tennisplatz einzurichten."

Verständnis zeigte Herr Schwalker wohl, aber der Kostenpunkt! Und ob sich auch genügend Leute in der kleinen Stadt finden würden, die an diesem Sport Gefallen fänden. Das schien ihm doch zweifelhaft.

„Das soll meine Sorge sein, lieber Herr Schwalker. Ich denke nicht nur die Einwohner der Stadt für diesen edlen Sport zu begeistern. Auch die Herrschaften vom Lande müssen gewonnen werden. Die spannen selbstverständlich im ‚Goldenen Lamm' aus, verzehren hier auch einiges, und für einen Imbiß und alkoholfreie Getränke auf dem Tennisplatz müßte auch gesorgt werden. Um den Verkauf brauchten Sie sich nicht zu kümmern, den übernimmt ein Ausschuß des zu gründenden Klubs, der rechnet dann mit Ihnen ab. Glauben Sie mir, dann würde sich der Verkehr in der Stadt auch etwas heben. Sind die Herrschaften vom Lande einmal da, kaufen sie auch ein. Es werden ernste Zeiten kommen, Herr Schwalker, da heißt es alles zu versuchen, was Geld in die Stadt bringen könnte. Es würde mir recht lieb sein, Sie machten das den Herren vom Stammtisch eindringlich klar."

Herr Schwalker sah auch sofort ein, daß ein Tennisklub das gesellschaftliche Leben der Stadt bereichern würde. Und was seinen Garten beträfe, so wäre er nicht abgeneigt, den Platz zur Verfügung zu stellen, aber die Anlage könne er unmöglich aus eigener Tasche bezahlen. Es falle ihm nicht leicht zu sagen, aber eines Tages werde sich wohl die Tennisspielerei überlebt haben, ja, was dann? Auf geschottertem Boden gedeihe nicht einmal Unkraut für die Gänse.

Hier fehlte es wieder einmal an Mut, an Unternehmungsgeist. Frau Beenke erhob sich, sagte merklich kühler: „Ich werde mich also erst bemühen, einen Tennisklub zusammen zu bekommen. Gelingt das, werden wir die Einzelheiten besprechen, Herr Schwalker."

Frau Gertrud Beenke kam recht enttäuscht heim. In dem Nest steckte kein Funke von Großzügigkeit. Warum war sie aus Berlin fortgegangen? Weil sie merkte, daß sie dort allmählich in die hinteren Reihen geraten würde. Ihr einflußreicher Mann lebte ja nicht mehr. Deshalb war sie hierhergezogen, denn lieber wollte sie hier die erste, als in Berlin die zweihundertdreiundneunzigste sein. Das war wohl nicht alles; es lag auch ein anderer Grund vor. Sie trat vor den Spiegel. Sie war noch lange keine alte Frau; kein grauer Faden zog sich durch ihr Blondhaar, rosig glänzten die Wangen, um die blauen Augen lagen keine verdächtigen Falten.

Dann ging sie zum Schreibtisch. Auf dem lag eine Touristenkarte. Ihr Zeigefinger glitt ziemlich weit hinab, blieb haften neben einem kleinen, schwarzen Rechteck. Neben dem stand: Oberförsterei Erlenried. Die vollen Lippen kniff Frau Gertrud Beenke zusammen, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn und faltete leise seufzend die Karte wieder zusammen.

Kurze Zeit später bot die Frau Gertrud den Gästen am Stammtisch im „Goldenen Lamm" für einige Abende ausreichenden Gesprächstoff. Sie hatte den Tennisklub gegründet. Ein wenig gewaltsam.

Der Apotheker Wahrmund spielte mit seinem Deckelglas und sagte bissig: „Es ist so, wie ich sage. Jawohl! Die blonde Frau Gertrud Beenke kommt in die Apotheke, nimmt sich meinen Provisor vor und fragt, ob er Tennis spielen könne? Nein! Ja, dann müsse er es lernen. Ein schiffbarer Strom flösse an der Stadt nicht vorüber, zum Rudern gäbe es also keine Gelegenheit. Aber das Tennisspielen brächte auch alle Glieder in Bewegung. Damen wollten sich ja genügend beteiligen, an Herren sei aber

Mangel. Kurz und gut, sie wickelte Herrn Kreutz im Handumdrehen ein. Ob mir's passe, ob ich ihn zu gewissen Stunden entbehren könne, wurde ich gar nicht gefragt. Soll ich vielleicht den Dämmerschoppen aufgeben, damit mein Provisor auf dem Tennisplatz hopsen kann?"

Der größte Ackerbürger, Herr Stadtverordnetenvorsteher Anton Lachnit fuhr sich mit seiner Riesenhand über das bartlose Vollmondgesicht und polterte los: „Teufelsweib! Jawohl! Kommt von dir, Wahrmund, gleich zu uns, stürzt sich auf meine Frau. „Was? Wie? Ihre beiden Töchter können nicht Tennis spielen, liebe Frau Lachnit? Müssen sie lernen! Edler Sport! Und Geselligkeit soll auch gepflegt werden. Selbstverständlich wird auch Ihr Herr Sohn Mitglied." Ich komm' dazu, denk', sie will hamstern! 'ne Litanei hat mir die Frau vorgebetet; prallte erst ab an meinem dicken Fell, als sie aber sagte, der Tennisklub würde den Verkehr im Städtchen steigern, und mir die Vorteile herzählte, da war ich geliefert."

Lachen dröhnte um den Stammtisch.

Der Amtsgerichtsrat Zollstab strich sich schmunzelnd seinen grauen Vollbart.

„Bei mir war sie auch."

„Oho, bei einem Junggesellen? Wenn das nur ein gutes Ende nimmt!"

Der Herr Amtsgerichtsrat winkte gelassen ab.

„Ich soll mit Pate stehen, wenn der Tennisklub aus der Taufe gehoben wird und Mitglieder 'ranschleppen, vor allem auf die Eltern einwirken, daß sie auch beitreten."

„Sie sind natürlich auch auf den Leim gegangen?"

„Versteht sich, Herr Apotheker. Ist doch mal 'ne Abwechslung. Außerdem freu' ich mich schon heute auf die langen Gesichter, wenn der Tennisklub in die Brüche

geht. Hoffentlich bekomm' ich nicht noch von Amts wegen dann Arbeit mit der Geschichte."

Das bot wieder Grund zum Lachen.

Der Bürgermeister Holdenfleiß faltete die Hände auf den Tisch und schielte nach Anton Lachnit. Sie waren in der letzten Zeit bedenklich oft verschiedener Meinung.

„Na ja, die Hopserei. Ob auf Bällen gehopst wird oder auf einem Tennisplatze, letzten Endes kommt es doch auf dasselbe heraus. Und da werd' ich bemüht. Standesamt!"

Der alte Sanitätsrat Augustin lächelte vergnügt, er hatte seine drei Töchter gut angebracht. Ein Spötter war auch er.

„Aha, Herr Lachnit, aha! Haben Sie verstanden? Wenn eine Frau etwas unternimmt, da sieht auch gleich der Pferdefuß heraus, weil bei dem weiblichen Geschlechte das Herz bei weitem den Vorrang hat vor dem Verstand. Na prost, Herr Lachnit! Wirken Sie tüchtig mit am Wiederaufbau — durch ihre Kinder."

„Prost! . . . Prost!"

Gelächter, die Gläser hoben sich dem Stadtverordnetenvorsteher und Gutsbesitzer entgegen. Schöner waren seine Töchter nicht geworden in dieser Zeit, nur um vier Jahre älter. Es ging überhaupt Herrn Lachnit heute nicht gut am Stammtisch. Der Mühlenbesitzer Pluckhurst, der auch noch eine heiratsfähige Tochter besaß, sagte: „Letzte Rettung, Lachnit, der Tennisplatz!"

„Für deine Irma?"

„Gott bewahre! Die hat erst vorgestern einem deutlich gemacht, daß er kein Glück bei ihr fände; der war gestern abend bei dir zum Abendbrot."

Besonders feinfühlig zeigte man sich am Stammtisch nicht. Aber auch nicht nachträglich.

Der Wirt war herangetreten.

„Ich glaube, der Tennisklub hält länger, als man allgemein glaubt. Gestern ist die Frau Geheimrat mit Tante Friedchen" — so nannte man im Städtchen Fräulein von der Blenn — „in meinem Fuhrwerk über Land gefahren. Sie waren bei Hellwigs, beim Herrn von Kogarten und beim Direktor der Zuckerfabrik in Höllen. Die sollen alle drei versprochen haben, für den Tennisklub zu werben. Sind Mitglieder mit ihren erwachsenen Familienangehörigen geworden. Ich glaube sogar, es müssen ein paar solche Plätze zum Rumhüpfen angelegt werden. Wird's bezahlt, soll mir's recht sein!"

Da wurden die Gesichter ernst. Ja, wenn es so stand!

Nur der Amtsgerichtsrat Zollstab holte tief Atem und schüttelte bedenklich sein greises Haupt. Da würde er schwerlich um einen Prozeß mit vielen Zeugen kommen. Und zwar in allerhöchstens zwei Jahren, denn die Geschichte ging sicher übel aus.

Fräulein von der Blenn war zum Tee bei der Frau Gertrud Beenke. Die hielt eine stattliche Liste in der Hand; die Mitgliederzahl des Tennisklubs wuchs täglich.

„Kommen Sie! Gehen wir hinüber in den Wirtsgarten und sehen uns an, wie weit der Tennisplatz gediehen ist."

Der Grund war schon ausgehoben; Schotter wurde angefahren. Frau Beenke erklärte, was nun weiter geschehen müsse.

„Aber das kostet doch ein Heidengeld."

„Das findet sich. Einschließlich der eisernen Walze, mit der der Platz täglich eben zu machen ist, dem Netz und den Bällen, kommt noch ein hohes Drahtgitter hinzu, werden wir so viel brauchen, wie ich Ihnen schon sagte."

„Ja, wer soll denn das bezahlen?"

„Wir haben ja Mitgliederbeiträge. Und dann werden sich doch auch Leute finden, die, um der guten Sache willen, einmal in ihren Geldbeutel greifen."

„Hier gewiß nicht und für solch einen Zweck. Am Stammtisch im ‚Lamm' würde man Witze darüber machen."

„Trösten Sie sich! Ich bin dabei, die Herren zu erziehen! Sie sollen bald sehen, mit welch gutem Erfolg."

Fräulein von Blenn überlegte recht gründlich, wie sie sich einen geordneten Rückzug freihielt, wenn man sich im Städtchen über die unternehmungslustige Witwe die Tränen aus den Augen lachte.

Der Zementwarenfabrikant Brause, ein breitschultriger, mittelgroßer Mann, rollte sein langes Bandmaß zusammen und sagte zum Forstmeister Gundelach: „Die Röhren liefere ich in den nächsten Tagen. Bezahlung erfolgt durch die Forstkasse, nicht wahr?"

„Ja, gleich nach Abnahme. Ich lasse den Graben morgen ausheben, es könnte sonst der Behörde wieder leid tun, endlich meinen Antrag bewilligt zu haben. Schon deshalb ist Eile not."

„Ich verstehe! Und auf mich ist Verlaß! Hören Sie, hier in Erlenried möchte ich auch wohnen. So mitten in den Wäldern. In solch einem schönen, alten Jagdschloß."

„Gewiß, schön ist's hier! Mitunter nur ein bißchen einsam. Mein Töchterchen ist ja nun aus der Stadt zurückgekehrt; hat die Schule hinter sich. Froh bin ich drüber. Das Lachen schwirrt den ganzen Tag durchs Haus. So 'nem eingerosteten Witwer wie mir tut das gut!"

Herr Brause schien nachdenklich.

„Sagen Sie, 's ist zwar ein bißchen weit nach unserer Stadt, aber Sie haben doch Fuhrwerk, Herr Forstmeister und ..."

„Setzen Sie bloß meinem Mädel keine Motten in den Kopf. Die hält es im Hause sowieso nicht aus, ist immer unterwegs. Naturschwärmerin. Freu' mich ja drüber, aber allmählich muß sie beigezäumt werden und Pflichten im Hause übernehmen. Diesen Sommer mag sie sich noch austollen. Dann sprech' ich ein Machtwort. Reichlich sechzehn ist sie doch!"

„Herr Forstmeister, wir haben einen Tennisklub gegründet!"

„Du lieber Gott! Überhaupt, diese Zeiten! Ich weiß, warum mich nur dienstliche Pflichten jetzt aus meinen Wäldern herausbringen."

„Wir wollen die Jugend stählen für den Lebenskampf . . ."

„Indem man Bälle über ein Netz schmeißt? Mein lieber Herr Brause, um Worte ist man ja heutzutage nicht verlegen. Süßholzraspeln will man," spöttelte der Forstmeister, „den Mädels die Köpfe verdrehen. Da setz' ich meine Tochter lieber auf ein Pferd und laß sie durch den Wald traben."

Herr Brause faltete mißbilligend die Stirn.

„Unsere Frau Geheimrat hat den Klub gegründet. Ich sage Ihnen, Herr Forstmeister, die verkörperte weibliche Willenskraft."

„Sie sind doch meines Wissens verheiratet, Herr Brause!"

„Freilich. Das soll mich aber nicht hindern, mir die Lippen zu lecken, wenn ich bloß an die Frau Geheimrat denke. Wirklich mal 'ne richtige, großzügige Frau."

„Was ist denn das für eine Frau Geheimrat? Ich hab' ja, Gott sei Dank, mit der Stadt nichts zu tun. Ihre Wälder sind mir nicht unterstellt."

„Wie? Sie haben noch nichts von der Frau Geheimrat

gehört? Von der neuesten Errungenschaft unseres Städtchens? Sie wohnt schon zehn Wochen da. Hat die Villa von Maurermeister Balke gekauft. In Wirklichkeit ist sie gar keine Frau Geheimrat."

„Wohl Kommerzienrat? Der Sorte bin ich ganz besonders gewogen."

Die Augenbrauen des Herrn Brause hoben sich.

„Sie irren sich, Herr Forstmeister. Die Dame ist die Wirkliche Geheime Oberregierungsrätin Gertrud Beenke. Da machen Sie ein erstauntes Gesicht!"

„So? Mir nicht bewußt. Auf Wiedersehen, Herr Brause. Der Dienst ruft."

Der Forstmeister pfiff seinen Jagdhund herbei — und kam erst wieder zum Abendessen heim.

Sein sechzehnjähriges Töchterchen empfing ihn vorwurfsvoll.

„Gar nichts zu sagen und den halben Tag wegzubleiben. Mir ist schon Angst geworden, Väterchen!"

Er faßte sein Mädel am Kinn, schaute ihr in die Augen.

„Angst? Du? Ich glaube gar!"

„Du kamst mir heute so sonderbar vor, Väterchen!"

Da lachte der Forstmeister Gundelach. Aber auch sein Lachen klang sonderbar.

Auf dem Tennisplatz spielte man. Das heißt, man schlug vorläufig den Ball entweder ins Netz oder bis in den nächsten Garten. Die Väter bliesen die Backen auf. Was hatte die „Ausrüstung" nicht gekostet! Kritik übte der Stammtisch; Frau Gertrud hätte sie übel in den Ohren geklungen! Der Postmeister Roland, dessen „gnädige Frau" eine stille Wut auf Frau Beenke kaum verhehlte, brachte an, was ihm seine Frau eingeblasen.

„Alles Nebensache. Wenn die erste Verlobung auf dem

Tennisplatz zustande gekommen ist, dann werden einige Herren hier andere Töne reden."

Der Postmeister hatte keine Tochter. Der Sanitätsrat, der seine drei Mädel verheiratet hatte, spöttelte: „Ganz gewiß werden Ehen nicht nur im Himmel, sondern mitunter auch auf Tennisplätzen geschlossen. Na, prost, Herr Lachnit, nur immer hübsch den Kopf hoch! Die Früchte des Feldes ziehen ja schön im Preise an."

Der stöhnte, weil es nicht regnen wollte, und verabschiedete sich bald.

„Muß mir die Hopserei doch auch mal wieder ansehen."

„Gehen Sie nur, Wahrmunds Provisor wird auch dort sein, denn sonst wär' der Apotheker doch hier."

Man schmunzelte, was Herr Lachnit peinlich empfand. Einen „Giftmischer" wollte er in seiner Familie nicht. Apotheken waren jetzt gar nicht zu bezahlen.

Frau Gertrud Beenke begrüßte ihn herzlich.

„Ihre älteste Tochter wird bald recht gut spielen. Müßte nur öfter kommen, Herr Lachnit, obgleich ich volles Verständnis dafür habe, daß sie mit Herrn Provisor Kreutz am liebsten spielt, der macht auch gute Fortschritte."

Da empfahl sich der Herr Stadtverordnetenvorsteher bald wieder und suchte seinen Freund, den Apotheker, auf, den er in übler Stimmung fand. Was hatte er in den zwei Stunden verkauft, seit sein Provisor mit dem Schläger in der Hand losmarschiert war? Ein kleines Fläschchen Rizinus, zehn Pfund Futterkalk für Schweine, ein Päckchen Kamillentee, eine Tube Zahnpasta und einen halben Liter Ameisenspiritus. Nicht ein Rezept war gebracht worden. Und für solchen „Quark" den Dämmerschoppen opfern müssen, da sollte man noch bei guter Laune bleiben. Und seine Frau, an der er seinen Grimm

auslassen wollte, hatte auf die ersten Anzeichen, ohne ein Wort zu sagen, den Hut aufgesetzt und war auch auf den Tennisplatz gegangen.

„Recht, daß du mich besuchst, Lachnit! Willst dich wohl nach Herrn Kreutz erkundigen?"

„Bin nie für halbe Maßregeln gewesen. Gib deinem Provisor den Laufpaß und nimm dir einen mit 'nem steifen Bein, es gibt ja leider genug Kriegsverletzte."

„Ich kann das ja alle Tage tun. Ob es aber nicht schon zu spät ist für dich, das möcht' ich fast glauben."

Lachnit faßte den Freund recht kräftig am Arm.

„Weißt du denn was?"

„Wenn sich ein junger Mann plötzlich bei jeder Gelegenheit im Spiegel beguckt, sich täglich rasiert, an den Tagen, wo er zum Tennisspielen geht, erst 'ne halbe Stunde vorher und frühmorgens schon nach dem Himmel sieht, ob nicht an dem verdächtige Wolken segeln, dann bedarf es nicht mehr vieler Worte."

„Und meine Emma singt jetzt wie 'ne Heidelerche!"

„Anton, da kann nur noch Luftveränderung helfen. Bring' sie zu deiner Schwester ins Fuldasche!"

Das war zwar ein guter Gedanke, aber er kam zu spät.

Triumphierend saß Frau Beenke am Tennisplatze in einem Korbsessel, in der Nähe des Netzes. Ein verstehendes Lächeln um die vollen Lippen, sah sie immer wieder nach dem einen Paare, das auf der nördlichen Seite spielte. Wie der Herr Provisor Kreutz Fräulein Emma Lachnit die Bälle in die Hand drückte, die sie dann nach der Gegenseite schleuderte.

Der Herr Provisor sprach der heute nicht gerade glücklichen Geberin der Bälle Mut zu, in so ritterlicher Weise, das auch dem Hofstaat der Frau Geheimrat, der den Sessel umstand, ein verstehendes Lächeln auf die Lippen

zwang. Und mancher fragende Blick blieb auf dem vollen Gesicht der Frau Lachnit haften, die dann und wann ihrer ältesten Tochter, aber auch dem Herrn Provisor Kreutz zunickte, obgleich sie gar nicht zweifelte, daß ihr Anton mit diesen Hulderweisungen keinesfalls einverstanden gewesen wäre.

Und das alte Fräulein von der Blenn ging abseits, den Sonnenschirm aufgespannt, einsam und verlassen nun schon eine halbe Stunde an der Kegelbahn hin und her. Trübe Gedanken peinigten sie; sie sah den ganzen Tennisplatz schon auffliegen wie eine Pulvermine. Sah den Frieden in dieser kleinen Stadt ernstlich gestört. Ehen wurden hier ganz anders gestiftet. Würdiger. Im Elternhause warb man lange und zäh um die Geliebte. Eine ganz gefährliche Umwälzung bahnte sich hier an. Die Maria von Kogarten saß nun schon, den Schläger in der Hand, den dritten Tag mit dem Sohne des Sanitätsrates Augustin in der Kegelbahn auf den drei Brettern, zwischen denen die Kugeln wieder vom Kegeljungen den Spielern zugerollt wurden. Und vorhin hatte sie gehört, wie die Tochter des Mühlenbesitzers Pluckhurst dem Sohn des Bürgermeisters und Student der Medizin Fritz Holdenfleiß zugeflüstert, er solle doch morgen früh mal die „Rollbahn" dort heimlich ansägen, wo die beiden sich immer hinzusetzen pflegten. Der junge Holdenfleiß hatte das, Glanz in den Augen, feierlichst gelobt. Und dabei war Ernst Augustin ebenfalls Student der Medizin. Was kam dabei heraus? Ein Zweikampf, wenn es das Unglück wollte, mit tödlichem Ausgang. Was war da zu tun? — Angeberei lag ihr nicht. Aber ernstliche Vorstellungen bei der Frau Geheimrat zu erheben, war ihre Pflicht. Die leichte Berliner Tonart sollte in dem gediegenen Städtchen doch nicht aufkommen.

Als sich der Platz leerte, man sich truppweise von der Frau Geheimrat verabschiedet hatte — als letzte trat Frau Lachnit mit ihren Töchtern und Herrn Provisor Kreutz an den Korbsessel —, kam von der Kegelbahn her Fräulein von der Vlenn. Die Frau Geheimrat erhob sich, schob ihren Arm unter den der Freundin und sagte vielsagend lächelnd: „Sehen Sie da die Lachnitschen Damen mit ihrem Begleiter. Wir werden auf diesem Platze bald eine Verlobung zu verkünden haben. Die erste! Aber die letzte wird es nicht sein! Ich fühle das, es sind noch mehrere Verlobungen zu erwarten. Und wie mir scheint, ist gegen keine etwas einzuwenden. Ich habe aber andere Sorgen. Wir müssen noch einen zweiten Platz anlegen lassen, bei dem regen Betrieb. Sobald die erste Verlobung stattgefunden, werde ich mit Herrn Schwalker sprechen und dann dem Klub meine Vorschläge unterbreiten."

„Ach, mir wird's schon angst und bange, wenn ich an die Schulden denke, die wir uns bisher aufgeladen."

„Warum stöhnen Sie denn, liebes Fräulein?"

„Weil — weil ich Herrn Lachnit besser kenne als Sie. Der gibt im ganzen Leben nicht seine Einwilligung zu der Verlobung. Eines Tages paßt es den Herren vom ‚Stammtisch' nicht mehr, daß Frau und Kinder auf den Tennisplatz laufen, daß die Herren auf das Abendbrot warten müssen. Dann gibt es eine große Verschwörung."

„Herrlich! Das möcht' ich erleben!"

„Ja — aber . . ."

„Dann führ' ich den Tennisklub zum Sturm auf den Stammtisch!"

„Ach du lieber Gott!"

„Das reizt mich! Selbstbewußter müssen die Frauen hier werden. Wir sind die Krone der Schöpfung, mein

liebes Fräulein. Und wenn wir's uns auch bloß einbilden sollten. Die Einbildung vermag viel!"

Da ging das alte Fräulein heim, mußte sich schwer bei jedem Schritt auf ihren Sonnenschirm stützen. Mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen. Nun schlug der Unfrieden auch über diesem friedlichen Städtchen zusammen.

Zwei Wagen, beladen mit Zementröhren, rumpelten auf den Hof der Oberförsterei Erlenried. Auf dem vordersten saß Fräulein Melitta Brause; die Hände legte sie an den Mund und rief: „Dorothee!"

Erst sausten ein paar Dackel kläffend aus dem Portal des früheren Jagdschlosses, hinter ihnen kam die Tochter des Forstmeisters mit wehenden, blonden Haaren angelaufen und schrie „hurra".

Melitta Brause sprang mit einem Satze von dem Heubündel, das auf den Zementröhren lag, herunter, der Freundin, die sie lange nicht gesehen, in die Arme, neben der sie ein paar Jahre in der Höheren Mädchenschule gesessen, bis der Forstmeister als Jägeroffizier ins Feld gerückt war. Da war Dorothee in Pension nach Kassel gekommen. Die beiden küßten sich.

„Melitta! Ist das eine Überraschung! Komm' rein, erzähl', ich laß dich erst gegen Abend wieder laufen."

Oh, es gab viel zu erzählen! Vom neugegründeten Tennisklub, von der Frau Geheimrat, von Verlobungen, die auf gutem Wege waren.

„Und denke dir nur, der Ernst Augustin sitzt gestern, wie alle Tage, mit der Maria von Kogarten in der Kegelbahn auf den Staketen, zwischen denen die Kugeln nach dem Kasten rollen, das heißt er schwingt sich nach ihr auf die merkwürdige Sitzgelegenheit. Da gibt es ein Donnergepolter, das Gerüst kracht zusammen, einer hatte es

gerade an der Stelle heimlich angesägt, das schönste Hallo war fertig. Die Maria hat sich dabei die Hand verstaucht und der Ernst Augustin humpelte herum, schimpfend; ein komischer Anblick war's."

Dorothee Gundelach wippte auf ihrem Stuhl. Sie hatte in der Pension Tennisspielen gelernt, konnte es wahrscheinlich besser als irgend jemand in der Stadt. Außerdem wäre es eine Abwechslung gewesen. Ab und zu wollte ein junges Mädel doch unter Menschen, so schön es auch in Erlenried war.

„Du, für mein Leben gern möcht' ich einmal zu euch kommen. Ich kann doch spielen!"

„Deshalb bin ich hierhergekommen. Komm doch auf ein paar Tage zu uns."

„Lieb von dir! Mußt mir aber erst helfen, den Vater willig zu machen."

Der Forstmeister wollte es nicht erlauben. Er wurde, ganz gegen seine Gewohnheit, sogar heftig.

„Ich bin froh, daß ich dich endlich zu Hause habe."

Wenn das einzige Kind aber bettelt, tut, als müsse es mit Tränen ringen und der Besuch geknickt das Köpfchen hängen läßt und flüstert: „Nur auf zwei Tage, Herr Forstmeister! Ich hab's doch unseren gemeinsamen Freundinnen versprechen müssen, Dorothee mitzubringen. Wir haben sie doch alle so schrecklich gern."

„Also meinetwegen. Bis übermorgen abend."

Mit einem Freudensprung flog Dorothee ihrem Vater an den Hals. Der bereute schon wieder, daß er zugestimmt hatte, aber nun konnte er nicht mehr nein sagen.

Als sein Mädel mit dem Besuch zur Bahn fuhr, sah der Forstmeister Gundelach hinter dem Wagen her. Ihm war es, als rolle er einer Entscheidung entgegen. Er runzelte die Stirn, schlug im nächsten Augenblicke mit der

flachen Hand durch die Luft. Ach, was! Er war auch noch da! Vor reichlich zwanzig Jahren ... Nein, lieber nicht dran denken.

Um diese Zeit suchte der Stadtverordnetenvorsteher Anton Lachnit Fräulein von der Vlenn auf. Sein umfangreiches Bäuchlein drückte er auf dem Marsche heraus, den Panamahut hatte er weit ins Genick geschoben und seinen dicken, eichenen Spazierstock mit spitzer Zwinge trug er so, als wär' er bereit, jeden zu erschlagen, der sich ihm in den Weg stellte. Eine verdächtige Röte lag auf seinem Vollmondgesicht.

Das alte Fräulein schüttelte gerade die ersten Zwetschgen von einem Baum, als der Stadtverordnetenvorsteher die eiserne Gartentür hinter sich zuwarf.

„Willkommen, Herr Lachnit! Was machen Sie denn für ein böses Gesicht?"

„Zum Lachen ist mir wahrhaftig nicht! Guten Tag, gnädiges Fräulein! Wenn ich Sie ungestört sprechen könnte, wäre ich Ihnen dankbar."

Auf ihrem Sofa saß Fräulein von der Vlenn, den Kopf gesenkt, die Hände im Schoß verschlungen. Sanft und gutmütig war sie ihr Lebtag gewesen. Von Kindesbeinen kannte man sie im Städtchen, ihr Vater war hier jahrzehntelang Amtsrichter gewesen, hatte sich den großen Garten gekauft, und als er sich in den Ruhestand versetzen ließ, das Gartenhäuschen ausgebaut. Wie die Leute hier gesonnen waren, wußte niemand besser als sie, denn sie kannte alle Freundschaften und alle offenen und versteckten Feindschaften. Als Vorsitzende des Frauenvereins wurde ihr alles zugetragen. Und daß Herr Lachnit ein Mann war, der je nach Anlaß keinerlei Rücksichten übte, war hinreichend bekannt.

„Ja, über diese Frau Beenke möchte ich einmal ernstlich mit Ihnen sprechen.“

Das hatte Fräulein von der Blenn gefürchtet.

„Eine Großstädterin, Herr Lachnit, die manche Dinge anders ansieht als wir. Ich habe ihr schon wiederholt meine Ansichten ausgesprochen ...“

„Dafür wird sie kein Verständnis haben,“ polterte der Stadtverordnetenvorsteher dazwischen. „Großstädterin — jawohl! Eine von den Neumodischen, die an Schlaflosigkeit leiden, wenn sie die Menschen nicht durcheinandertrudeln oder zusammenkuppeln können. Ob die aber das Kuppeln nur um Gotteslohn tut, weiß ich nicht mal.“

„Aber Herr Lachnit! Nein, das ist denn doch ...“

Da war das Maß voll. Herr Lachnit hob den Kopf.

„Ach was, sie hat zum mindesten ihren Zeitvertreib an uns. An Ihnen, an mir, am ganzen Stammtisch, überhaupt an den besseren Familien der Stadt. Ich hab' gerade zu Hause einen Tanz gehabt. Meine Emma will den Provisor heiraten! Auf einmal. Merkwürdig! Ich wohn' am Markt, der Apotheker auch. Zwei Häuser liegen bloß zwischen uns. Die Hopserei nach den Bällen scheint eine eigentümliche Wirkung auf Herzen und Hirne zu haben. Auch schon auf die Zuschauer. Selbst auf meine sonst so vernünftige Frau. Die ist seit vierzehn Tagen auch Feuer und Flamme für den Provisor. Mein gutes Geld will der Kerl haben, sich damit eine Apotheke kaufen. So viel Geld hab' ich nicht. Diese Frau Beenke wird's ihm eingeblasen haben, meiner Ältesten den Kopf zu verdrehen.“

„Wie können Sie nur so etwas denken!“

„Sie sind genau so gut von ihr eingeseift worden wie wir. Ich warne Sie! Ihr bewährter guter Ruf ist in Ge-

fahr. Guten Tag. Ich muß zum Dämmerschoppen — warnen vor diesem Weibe!"

Am Stammtisch ging es diesmal einsilbig zu. Der Sanitätsrat Augustin hatte heute, bei seiner Überlandfahrt, einen harten Zusammenstoß mit dem Herrn von Kogarten gehabt. Der war eine Kratzbürste. Wenn sein Mädel schon 'nen Sparren habe, so sei das nicht verwunderlich, von Herrn von Kogarten müsse er aber erwarten, daß er seinen gesunden Menschenverstand beieinander behalte. Zum Tennisspielen habe er sein Mädel nach der Stadt geschickt, aber nicht um sich blaue Flecken in 'ner Kegelbahn zu holen und ein verstauchtes Handgelenk obendrein. Und der Bürgermeister Holdenfleiß drehte nachdenklich sein Deckelglas im Kreise herum. Sein Junge hatte ihm gestanden, daß er die Staketen angesägt auf Anraten der Irma Pluckhurst, und mit dem Mühlenbesitzer Pluckhurst, der zur Opposition der Stadtvertretung gehörte, stand der Bürgermeister, wenn das auch am Stammtisch übertüncht wurde, „dienstlich" wie Hund und Katze. Der Mühlenbesitzer Pluckhurst aber empfand helle Freude, daß sein Mädel solch einen ausgezeichneten Gedanken gehabt und veranlaßt hatte, daß der Sohn des Sanitätsrates so heftig auf den Hosenboden gesetzt worden war.

Der Apotheker Wahrmund biß die zweite teure Zigarre vor Aufregung in Stücke, sein Provisor war heute mittag ziemlich frech geworden, hatte ihm in hohen Tönen vorgehalten, daß der Jugend die Zukunft gehöre, er wolle sich gern den Tag über abrackern und wahrhaftig nicht nach der Uhr sehen, abends müsse er aber den Sommer über bitten, frei zu haben, um Sport zu treiben. Ein Wort hatte das andere gegeben, so heftig hatte er sich über den frechen jungen Mann erregt, daß ihm nicht einmal sein Leibgericht geschmeckt hatte.

Und nun kam Anton Lachnit auf den Absätzen ins Zimmer. Brüllte in Kampfesstimmung: „Guten Abend", ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen und verlangte erst einmal einen großen Magenbitter. Den bestellten sich sofort auch der Bürgermeister Holdenfleiß, der Mühlenbesitzer Pluckhurst und der Apotheker Wahrmund. Der schlug auch gleich vor, den Schnaps auszuknobeln. Das war wenigstens ein vernünftiger Gedanke. Und wie es fast immer zu gehen pflegt, wer zu einer Schandtat anstiftet, fliegt — von Rechts wegen — dabei hinein. Sein Geld wurde der Apotheker unter Gelächter los. Der aber wollte heute ernsthafte Gesichter um sich sehen. Er rieb sich an seinem Freund Lachnit.

„Anton, du mußt ja 'nen großen Geldsack haben!"

„Ich? Wie kommst du denn darauf?"

„Weil mein Provisor heute so frech zu mir war."

„Was geht mich dein Provisor an?"

„Ja, ich denke, es ist alles fix und fertig! Deine Frau ..."

„Hat ihr Lebtag getanzt wie ich gepfiffen habe. In meinem Haus gibt's keine andere Macht als mich."

„Also hab' ich richtig gehandelt, wenn ich meinen Provisor heute, während der Hopserei, hinter den Ladentisch gestellt habe."

„Meinetwegen stell' ihn auf den Marktbrunnen."

„Mit dem Gesicht nach deinem Haus?"

„Nein, nach deiner Giftbude, mit 'nem Kranz von Pflaumen um den Kopf."

Das Bild war zu komisch. Da lachte Freund und Feind. Und dann trank man sich zu und hielt Frieden.

Und der Frieden wäre wahrscheinlich nicht gestört worden, wenn nicht plötzlich, recht aufgeregt, Frau Beenke das Gastzimmer betreten hätte.

„Guten Tag, meine Herren! Ach, Herr Lachnit, könnte ich Sie fünf Minuten unter vier Augen sprechen?"

„Nein!"

Das Wort donnerte ins Lokal.

„Ihre Tochter ..."

Da stand der Stadtverordnetenvorsteher schon auf den Beinen. Puterrot im Gesicht.

„Was geht Sie meine Tochter an? Ich erkläre hiermit für mich und meine ganze Familie den Austritt aus dem Tennisklub!"

Sofort erhob sich der Apotheker.

„Und ich desgleichen!"

Frau Beenke stand fassungslos da.

„Ja, aber da müssen Sie doch einen Grund haben!"

Der Mühlenbesitzer Pluckhurst begriff, daß jetzt seine große Stunde gekommen war. Er trat auf die Frau Geheimrat zu, reichte ihr den Arm, flüsterte ihr zu: „Kommen Sie!" und führte sie aus dem Zimmer ins Freie.

„Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, Herr Pluckhurst. Fräulein von der Blenn war auch nicht auf dem Tennisplatz. Überhaupt herrscht heute Gewitterluft."

„Auch am Stammtisch."

„Aber warum denn?"

„Es scheinen sich auf dem Tennisplatz Fäden anzuspinnen, jawohl, die fürs Leben halten sollen. Nun, wer Herrn Lachnit kennt, weiß ... Aber ich will mir lieber nicht den Mund verbrennen. Jedenfalls müssen Sie diese Krisis jetzt gut überstehen. Gelingt Ihnen das, sind Sie Trumpf in der Stadt. Und zwar höchster."

Frau Gertrud Beenke kämpfte mit Mühe gegen aufsteigende Tränen.

„Ich habe nichts dafür und nichts dagegen getan. Ich bin lediglich ins ‚Goldene Lamm' geeilt, und das sollte

man doch anerkennen, um einen Versuch zu machen, diese Liebesgeschichte zu einem guten oder jähen Ende zu bringen. Und zwar wurde von Fräulein Lachnit an mich die eindringliche Bitte gerichtet. Ihre Nerven befinden sich augenscheinlich in übler Verfassung. Und ich hätte das nicht einmal getan, aber Frau Lachnit bat mich auch, zu vermitteln. Wie ich nun einmal bin, ich kann keine verständige Bitte abschlagen, und deshalb kam ich hierher."

„Gewiß ist das rührend von Ihnen, aber Herrn Lachnit gegenüber ist höchste Vorsicht geboten. Sie haben ja gesehen und leider auch gehört, was er für ein Grobian ist. Ich würde an Ihrer Stelle ihm nun zeigen, daß Sie sich das nicht gefallen lassen. Ergreifen Sie Partei! Nachdrücklichst! Stehen Sie als Weib zum Weibe!"

Unterdes waren die beiden auf den Tennisplatz gekommen. Da schwirrte es durcheinander wie in einem Bienenschwarm. Fräulein Emma Lachnit hatte den Weinkrampf und ihre Mutter stand vor ihr, rang die Hände und klammerte sich dann fest an die Vorsitzende des Tennisklubs.

„Liebe Frau Geheimrat!"

„Liebe Frau Geheimrat!" bettelten mit sanftem Augenaufschlag noch ein paar junge Mädchen.

Da ging ein Ruck durch Frau Gertrud. Sie beugte sich herab, küßte Emma Lachnit mütterlich-zärtlich auf die Stirn und bot dann der Frau Stadtverordnetenvorsteher Pauline Lachnit zu festem Drucke die Hand.

Im oberen Stockwerk ihrer Villa stand am nächsten Nachmittag Frau Gertrud am Fenster und sah durch die Gardine hinüber nach dem Tennisplatz. Das Herz schlug ihr doch recht bang in der Brust. Keines Unrechts war sie sich bewußt, gut hatte sie es gemeint. Die Menschen

hier hatten aber so gar nichts Großzügiges. Alles wurde gleich persönlich aufgefaßt und auf die Spitze getrieben. Sie war sich nicht im klaren, was sie nun tun sollte. Gehofft hatte sie, Fräulein von der Blenn würde sie heute morgen aufsuchen und ihr wenigstens einen guten Rat geben. Erfahren hatte sie doch ganz sicher noch gestern abend, wie hoch die Wogen auf dem Tennisplatz gegangen waren. Daß Fräulein Lachnit allerdings so wenig Haltung gezeigt, blieb tief bedauerlich. Dieser Mangel an Haltung hatte sie bewogen, schleunigst Herrn Lachnit selbst aufzusuchen. Und wie sah der Dank aus? Es war ein Skandal! Es war mehr! Unmöglich wollte man sie in dem kleinen Städtchen machen. Und das wünschte sie, wenn sie auch jeden Tag Haus und Garten mit gutem Gewinn verkaufen konnte, jetzt nicht zu verlassen, erst, nachdem sich die Hoffnungen erfüllt, die sie für ihre Zukunft hegte. Vorläufig freilich sah es noch nicht so aus, als ob sie ihrem Ziel auch nur einen Schritt näher gekommen sei. Nun, das konnte ja plötzlich geschehen. Und wenn die große Stunde schlug, mußte sie Herrin über ihre Nerven sein. Sonst sank ganz sicher all ihr Wünschen und Sehnen dahin. Da seufzte Frau Gertrud Beenke tief auf, ein feuchter Glanz legte sich über ihre Augen und die Lippen zuckten.

In Gruppen, in lebhaftem Gespräche, sah sie die Mitglieder des Klubs auf den Tennisplatz kommen. Neben Melitta Brause stand ein blondes Mädel, das sie noch nie gesehen, zweifellos Besuch von außerhalb. Das ließ sich ein paar Bälle reichen, der erste flog ins Netz, die anderen haarscharf drüber hin. Also eine Spielerin, die mehr konnte als die einheimischen. Zeit wurde es, hinüber zu gehen. Von Lachnits war niemand zu sehen. Und Fräulein von der Blenn ließ sich auch heute nicht blicken. Aber

der Mühlenbesitzer Pluckhurst kam da mit seiner Tochter. An dem hatte sie eine gute Stütze.

Man stand zu ihr; besonders die Jugend; die zeigte, wie sie an ihr hing. Sie wurde umdrängt. Melitta Brause arbeitete sich durch die lebende Mauer, hinter ihr quetschte sich das blonde Mädel nach vorn. Melitta Brause knickste.

„Darf ich meine liebe Freundin Dorothee Gundelach vorstellen?"

Dorothee Gundelach wußte nicht, wie ihr geschah. Sie bekam von Frau Gertrud ein paar herzliche Küsse auf die Wangen.

„Gundelach? Ist Ihr Vater Forstmann?"

„Er ist Forstmeister in Erlenried."

Lebhaft erwiderte Frau Gertrud: „Die Ähnlichkeit, ich hab' es mir gleich gedacht, als ich Sie sah, liebes Kind. Ihren Vater hab' ich vor zwanzig Jahren recht gut gekannt. Wie geht's ihm denn?"

Dorothee stand Rede und Antwort. Dem jungen Mädchen brannten rote Flecken auf den Wangen. Wie liebenswürdig die Frau zu ihr war. Und dann wurde sie auch noch an der Hand gefaßt und zum Spiel geführt.

„Zeigen Sie Ihre Künste! Die besten Spieler sollen gegen Sie und die liebe Melitta antreten."

Von ihrem Korbsessel sah Frau Gertrud zu*. An den Ärger, den ihr Herr Lachnit bereitet hatte, dachte sie jetzt mit keinem Atemzuge mehr. Hans Gundelachs Kind war da. Es ließ sich ein neuer Faden spinnen von ihr zu ihm; zäh und umsichtig mußte er gesponnen werden. Was für ein reizendes, frisches Geschöpf die Dorothee war. Wie hell sie lachte, wenn man ihre Bälle nicht nehmen konnte.

Herr Pluckhurst stand hinter dem Korbsessel. Frau Ger-

* Siehe das Titelbild.

trud war ärgerlich über die Störung, erhob sich aber sofort und ging mit dem Mühlenbesitzer abseits.

„Der Lachnit tobt!"

„Lassen Sie ihn toben, was geht's mich an?"

„Er ist eine Macht im Städtchen."

„Was soll er mir antun wollen? Mein Gewissen ist rein, Herr Pluckhurst."

„Darauf kommt es gar nicht an. Nicht offen führt er seine Kämpfe, er wühlt und ist nicht zu packen. Ich werde gut unterrichtet. Den Tennisklub will er sprengen. Weiß, daß er gegen Sie nicht angehen kann, er wird auf den Zementwarenfabrikant Brause einhacken, der hat viele Feinde. Nebenbei sollen Sie mit aus dem Sattel fliegen. Auf Heimtückerei versteht er sich."

Den Kopf warf Gertrud Beenke in den Nacken.

„Mir hat Herr Brause nichts getan. Ich habe keinen Grund, von ihm abzurücken."

„Zugegeben! Trotzdem wird Herr Lachnit schon Mittel finden, um Ihnen argen Verdruß zu bereiten. Wenn ein Weg nicht zum Ziele führt, dann weiß er zwei andere."

Die Frau Geheimrat war nicht auf den Kopf gefallen; sie hatte immer entschlossen zugegriffen, wenn das Schicksal ihr den kleinen Finger hingehalten. Und das Schicksal hatte ihr soeben Dorothee Gundelach, ohne daß sie das geringste dazu getan, zugeführt. Sie wußte, wen sie, in Gedanken an einstige Zeiten, um seinen ritterlichen Beistand zu bitten hatte, wenn sie Hilfe brauchte.

„Lassen Sie Herrn Lachnit tun, was er für gut findet. Ich wehr' mich schon meiner Haut. Ich bin Ihnen dankbar, mein lieber Herr Pluckhurst, wenn Sie mich über etwa beabsichtigte Anrempeleien des Herrn Lachnit unterrichten. Verzeihen Sie, aber ich möchte der kleinen Gunde-

lach beim Spiel zusehen, unsere Mitglieder können viel von dem jungen Mädchen lernen."

Frau Gertrud setzte sich wieder in ihren Sessel. Oft fand sie Anlaß, Dorothee Gundelach Anerkennung über ihr Spiel zuzurufen, bat dann das junge Mädchen zu sich, forderte es auf, Mitglied des Klubs zu werden und recht fleißig zum Spiel zu kommen.

„Ich tät' es ja so gern, aber Vater wird mich nicht oft fortlassen."

„Dann sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir. Ein Fremdenzimmer stände immer bereit für Sie. Ich würde mich auch recht freuen, er suchte mich auf, wenn er einmal hier in der Stadt zu tun hat."

Das war genug für den Anfang. Wollte die Kugel nicht recht ins Rollen kommen, würde sich schon eine bessere Gelegenheit dazu finden.

Lachnits breite Faust donnerte auf den Stammtisch. „Seit diese Frau in der Stadt ist, wird die Jugend aufsässig. Das dürfen wir nicht dulden."

Der Sanitätsrat fragte spitz: „Bloß die Jugend?"

Lachnit sah ihn an. „Ich weiß, meine Frau war heute vormittag bei Ihrer! Passen Sie nur in Ihrem Hause gut auf, ich tu's in meinem."

„Jedenfalls kann ich mir denken, was die beiden miteinander geschwatzt haben, ob das aber bei Ihnen der Fall ist, mein wertester Lachnit, bezweifle ich stark. Also fegen Sie hübsch vor Ihrer Tür."

Wie kam der Sanitätsrat dazu, so aufzutrumpfen? Es war doch ein stilles Übereinkommen getroffen, daß sein Sohn Ernst, wenn er sein Staatsexamen bestanden, sich mit seiner Hanna verloben sollte. Ein wenig Gemeindepolitik war dabei, denn der Arzt besaß beträcht-

lichen Einfluß in der Stadt. Und der Ernst hatte sich die ganze letzte Woche während des Tennisspieles mit diesem Fräulein von Kogarten in der Kegelbahn 'rumgedrückt, obgleich die Hanna auch all die Tage dort gewesen war. Und nun mußte Anton Lachnit auch noch den Mund halten, sonst fingen die anderen am Stammtisch an die Ohren zu spitzen. Da ging er bald wieder nach Hause. Nahm sich seine Frau vor.

„Was hat es heute bei der Frau Sanitätsrat gegeben?"

„Ich hab' sie mal wieder besucht. Darf ich das vielleicht nicht?"

Eine Tonart war neuerdings in seinem Hause eingerissen — ein Ton, mit dem er gründlich aufräumen mußte.

„Du läufst doch nicht etwa hinter den Augustins her, Pauline? Ich wünsche zu wissen, über was ihr geredet habt. Der Sanitätsrat machte am Stammtisch Andeutungen, die mich hochgetrieben haben. So weit ist es schon gekommen! Und wer ist dran schuld? Diese Frau Beenke!"

Was tut in solchem Falle eine Frau, wenn sie ihren Mann ärgern will? Sie nickt. Frau Pauline nickte sogar sehr heftig, blieb aber still.

„Zum Donnerwetter, tu doch den Mund auf!"

„Wenn es Zweck hat, tue ich es, Anton. Augenblicklich ist's bei dir offenbar verlorene Liebesmühe. Immer hübsch eines nach dem anderen. Erst muß die Angelegenheit Emma und Herr Kreutz in Ordnung sein, dann können wir über den Fall Hanna sprechen."

„Der Kreutz ist mir nicht genehm, und damit basta!"

„O nein, so weit ist's noch lange nicht!"

„Frau!"

Weiter kam Anton Lachnit nicht, denn seine Pauline lachte ihm ins Gesicht, verließ das Zimmer und brum=

melte vor sich hin, daß sie nach ihrem armen, bettlägerigen Kind sehen müsse. Und bei dem nahm sie auch das Abendbrot ein.

Durchs Zimmer raste Anton Lachnit. Das letzte Mal war er nur noch mit einer Stimme Mehrheit gegen Pluckhurst zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt worden. Allerlei Anstrengungen waren nötig gewesen, wenigstens diesen kummervollen Sieg zu erringen. Etwas mußte geschehen, das vernichtend auf seine Gegner wirkte. Wenn die Frauen auch noch rebellisch wurden, unterlag er totsicher bei der nächsten Wahl. Gerade auf die Frauen hatte er sich zu stützen verstanden, die Milch hatte er heruntergesetzt im Preise, die Gemüse und so manches andere. Billig war ihm sein Sieg wahrhaftig nicht zu stehen gekommen. Aber irgendwo hatte der Zimmermann wohl auch für ihn ein Loch gelassen. Und das galt es zu finden.

Bis nach Mitternacht lief er im Zimmer umher. Dann nickte er befriedigt. Ging es so nicht, dann eben so. Und wenn auch der zweite Weg versagte, mußte ein dritter gefunden werden. Und daß er heute morgen Pluckhurst gesagt, als er zufällig mit ihm vor dem Hause des Zahntechnikers Hohmeisel zusammengetroffen war, er werde dem ganzen Tennisgehopse ein Ende machen, war grundgescheit gewesen. Der hatte das sicher dieser Frau Beenke wieder erzählt, und wenn man den Weibern Schrecken einjagte, hatte man schon halb gewonnen.

Der Forstmeister Gundelach saß an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt. Wie begeistert hatte sein Mädel von der „Frau Geheimrat" gesprochen. Gebettelt hatte es, in Verkehr mit ihr treten zu dürfen. „Ich hab' doch niemand außer dir!" Ihre Wange hatte sie an die seine gelegt. „Väterchen, du weißt, wie lieb ich dich

habe. Wie froh bin ich, daß ich endlich bei dir im schönen Erlenried sein kann, aber ab und zu braucht ein mutterloses Mädel doch eine ältere Freundin."

Da war er zusammengezuckt, hatte sein Kind sanft von sich geschoben und es gebeten, ihn jetzt allein zu lassen.

Nun saß er da und sann vor sich hin. Siebzehn Jahre war Gertrud Paulsen gewesen, als er sie in Eberswalde als Student kennen gelernt hatte. Eine Liebe war's gewesen auf den ersten Blick. Segensreich hatte sie auf ihn gewirkt; er hatte fleißig gearbeitet, wollte seine Staatsprüfung mit Auszeichnung bestehen, schnell zu Amt und Brot kommen, um vor Gertrud Paulsen treten zu können, sie zu bitten, seine Frau zu werden. Jugend ist ungeduldig. Bei einem Ausflug nach Hubertusstock, abends am See, da war's geschehen. Er hatte ihr gesagt, wie lieb er sie habe. Sie war selig gewesen, geküßt hatten sie sich. An eine öffentliche Verlobung war noch nicht zu denken. Gut hatte er sein Examen bestanden, tat in der Prignitz Dienst, noch ein paar Jahre, dann war er Forstassessor, konnte sich öffentlich verloben, auf seine Anstellung als Oberförster würde er dann nicht lange mehr zu warten brauchen. Keine Gedanken hatte er sich gemacht, warum Gertrud Paulsen darauf bestand, daß ihre Verlobung geheim blieb. Sie hatte ihm gesagt, es entspreche dem Wunsch ihrer Eltern. Er war ja seiner Sache so sicher gewesen. Hatte sie lieb. Da war's doch selbstverständlich, daß er sich fügte. Sie schrieben sich ja. Und gerade als er sein Forstassessorexamen machte, war ein Brief von ihr gekommen, der ihm in dürren Worten anzeigte, daß sie sich mit dem Regierungsrat Beenke verloben werde; der sei ihre große Liebe. Bisher habe sie die nie kennen gelernt, sie habe geglaubt, ihn zu lieben, aber ihre Gefühle für ihn seien doch nur freundschaftliche Zuneigung gewesen.

Den Irrtum habe sie schon längere Zeit eingesehen, aber nicht den Mut gehabt, ihm das zu schreiben. Sie trage die Schuld, die schmerze sie. Aber sei ihm geholfen, wenn er eine Frau in sein Haus führe, die ihn nicht liebe? Erst hatte er es nicht begriffen. Noch in ihrem letzten Briefe hatte sie ihm versichert, wie lieb sie ihn habe, wie sie sich freue, daß er nun bald sein Examen machen würde. Er hatte sich erkundigt. Der Regierungsrat Beenke sei ein Mann der Zukunft, wurde ihm berichtet, mit dreißig Jahren schon Hilfsarbeiter im Ministerium; eine glänzende Laufbahn sei ihm sicher. Nach Hessen hatte sich Gundelach versetzen lassen; wenige Jahre später war ihm die Oberförsterei Erlenried übertragen worden. Mit der Zeit war er über die Enttäuschung hinweggekommen. Er hatte geheiratet. Bei Dorothees Geburt war die Mutter gestorben. Da hatte er sich nicht wieder umgesehen unter den Töchtern des Landes. Seine ganze Liebe hatte er an sein Mädel gehangen. Den Tag herbeigesehnt, an dem er es endlich ganz in Erlenried haben würde — bis einer kam und es wegholte. Das war der Lauf der Welt.

Und nun bettelte ihn sein Mädel um Gertrud Beenke als mütterliche Freundin.

Da erhob er sich von seinem Schreibtisch, reckte die Arme zur Seite, drückte die Brust heraus. Oft hatte er an die Jugendgeliebte gedacht. Die Laufbahn ihres Mannes verfolgt. Wußte, daß ihre Ehe kinderlos war. Und hatte gleich den Gedanken gehabt, als ihm der Fabrikant Brause gesagt, daß sie in das Städtchen gezogen, seinetwegen sei es geschehen. Und hatte sich dagegen gewappnet mit einem Panzer um sein Herz. Du lieber Gott, der Panzer hatte morsche Schnallen. Aber er wehrte sich. Hans Gundelach versetzte man keinen Fußtritt und

winkte ihn wieder nach zwanzig und mehr Jahren mit dem Finger heran. Und wenn sein Mädel ...

„Dorothee! ... Do—ro—thee!"

Sie kam ins Zimmer gesprungen.

„Väterchen, wo brennt es denn?"

Du lieber Gott, er konnte ihr doch nicht sagen, wo es brannte.

„Mach dich fertig! Wir laufen uns ein paar Stunden in den Wäldern aus."

Dorothee wanderte in kurzem Lodenrocke mit gelöstem Haar, einen festen Stock in der Hand, mit nägelbeschlagenen, derben Schuhen neben ihrem Vater in die Wälder hinein. Es wurde nicht viel geredet. Die Sonne stand schon tief im Westen, das Wild trat aus. Ein paar gute Böcke beobachteten sie, die sich auf Waldwiesen und Lichtungen, an Brombeerbüschen satt ästen, dann gingen sie auf dem kürzesten Wege heim, denn der Magen knurrte.

Der Forstmeister war froh gewesen, daß er seinen Gedanken hatte nachhängen können. Sie rankten sich fester und fester um Gertrud Beenke. Wie sie wohl jetzt aussehen mochte? Ob sie in ihrer Ehe das große Glück gefunden hatte? Ob sie — innerlicher geworden war in diesen zwanzig Jahren? Das Leben schüttelte ja jeden ab. Fragte sich's nur, wie der Mensch sich zum Leben zu stellen verstand. Keine Not, keine Kinder, da wurde manche Frau oberflächlich. War sie's geworden, dann ...

„Väterchen," schmeichelte Dorothee, schob ihren Arm unter den seinen, schmiegte sich dicht an. „Du glaubst gar nicht, wie gut mir die Frau Geheimrat gefallen hat. Ihr kennt euch doch von früher. Ich besuche sie, sie hat mich ja eingeladen, und dann forderst du sie auf, einmal zu uns nach Erlenried zu kommen. Bald fängt der Laub-

wald an sich zu verfärben, dann ist's doch nirgends schöner als bei uns!"

Ein Lächeln zuckte um den Mund des Forstmeisters.

„Kind! Kind! Einmal hast du die Frau Geheimrat gesehen, gleich bist du Feuer und Flamme für sie."

„Bin ich auch! Solche Herzlichkeit muß ja bezaubern. Der ganze Tennisklub ist verschossen in sie. War sie früher auch so ein liebes Geschöpf?"

„O ja! Das heißt ..."

„Aber Väterchen, warum sprichst du denn nicht weiter? Seid ihr denn im Bösen auseinander?"

„Gott bewahre."

Erleichtert atmete der Forstmeister auf. Er konnte doch seinem Kinde nicht sagen, daß die Frau seine erste, große Liebe gewesen war.

„Dann ist aber doch alles wunderschön! Nicht wahr, so machen wir's? Ich fahr' mal zu ihr, bald, und fordere sie dann auf, uns in Erlenried zu besuchen. Und dann lassen wir sie eine ganze Woche nicht weg. Außerdem muß sie natürlich versprechen, bald wiederzukommen."

Was sich so ein junges Ding im Überschwange für Pläne zusammenspann!

„Nicht so stürmisch, Dorothee! Die Frau Geheimrat hat mich aufgefordert, wenn ich einmal zufällig in die Stadt komme, sie aufzusuchen ..."

„Und mich hat sie eingeladen!"

„Na ja! Aber es muß alles seinen rechten Gang gehen."

„Wann kommst du einmal nach der Stadt?"

„Hast recht. Sie liegt abseits von der Hauptbahnstrecke. Dienstlich hab' ich dort auch nichts zu schaffen."

„Siehst du, so kommen wir nicht weiter!"

„Du Ungeduld!"

„Väterchen, du sollst dir ganz sicher nichts vergeben.

Aber 'n bißchen entgegenkommen könntest du doch. Herr Brause muß doch seine Zementröhren bezahlt erhalten. Das Geld könntest du ihm selber bringen. Und ich brauche für den Winter unbedingt noch einiges. Wenn ich die Frau Geheimrat bitte, hilft sie mir sicher, gut und preiswert einkaufen."

„Du bist ja ein ganz geriebenes Mädel."

„Wenn es sein muß, bin ich auch das, Väterchen. Du lachst! Also sind wir wieder einmal einig. Eigentlich sollte ich dir hier gleich im Walde einen Kuß geben. Ich tu's. Bleib mal stehen! ... Soo! Und du hast mir den Kuß wiedergegeben. Folglich bist du einverstanden. Wann fahren wir denn?"

„Kind, das will überlegt sein."

„Ach du! Du bist doch noch kein alter Mann, der zu keinem Entschlusse kommen kann. Sonst fang' ich wahrhaftig an zu glauben, ich hab' 'nen Mummelgreis zum Vater."

Nein, als „Mummelgreis" fühlte sich Hans Gundelach noch lange nicht.

Anton Lachnit durchdachte gründlich, was geschehen sollte, bevor er zur Tat schritt. Zug um Zug zog er mit fester Hand. Der Apotheker war sein Freund; dem konnte er gefällig sein und war es meistens gewesen. Die Landwirtschaft war jetzt Trumpf; er konnte ihm manches liefern, von der Milch bis zum Speck; und Frühkartoffeln waren auch eine gute Gabe Gottes. Der Provisor Kreutz mußte verschwinden. Dann war auch leichter fertig werden mit Frau und Tochter. Und der Emma mußte beigebracht werden, daß man schon dabei war, ihr den Brautkranz zu winden. Das war nun einmal so, kam ein Mädel in das Alter, in dem Freundin nach Freun-

din heiratete, wollte es auch einen eigenen Hausstand haben. Und seine Pauline peinigte der Gedanke, ihre älteste Tochter könnte sitzen bleiben. So schlimm stand es aber noch lange nicht. Nur mußte man, wenn es durchaus nicht anders ging, einen Pfahl zurückstecken und nicht mehr warten auf einen Bauernsohn, der von seinem Vater den Hof verschrieben bekam, wenn er heiratete, sondern verlieb nehmen mit einem nachgeborenen Sohn, der seinen Beruf verstand, selbst aus vermögender Familie war. Daß man nun Geld herausrücken mußte, daran war diese Frau mit ihrer albernen Tennishopserei schuld. Billiger war das Vergnügen aber immer noch, als einem mittellosen Provisor irgendwo eine Apotheke zu kaufen.

Anton Lachnit fuhr über Land, mit einem ganz bestimmten Plan, und der Provisor, Herr Kreutz, machte nach einem großen, vom Zaune gebrochenen Krach, bei dem er die Kündigung an den Kopf geworfen bekam, Fensterpromenade vor dem Lachnitschen Gutshof. Die feste Überzeugung im Herzen, daß sich seine geliebte Emma durchs Hoftor schlängeln würde, um mit ihm zu bereden, was nun geschehen sollte. Aber sie kam nicht, ließ sich auch nicht am Fenster blicken, dafür stand manchmal, die Hände in den Hosentaschen, ein vierschrötiger, reicher Bauernjunge am Tor und blickte gelassen den lustwandelnden Provisor an. ... Man war sich soweit einig, die Feilscherei von beiden Seiten hatte unter den Vätern schon begonnen. Weder Frau Lachnit, noch ihre Töchter ließen sich auf dem Tennisplatz sehen, und Herr Wahrmund fing an, Andeutungen zu machen, die dem Provisor Hoffnung auf Hoffnung knickten. Da war der eitle junge Mann froh, daß der Monat sich dem Ende zuneigte, er demnächst seine Koffer packen konnte. Und als das geschah, dachte er vom weiblichen Geschlecht im

allgemeinen wie im besonderen recht schlecht. Vergaß, daß der Lachnitsche große Geldbeutel eigentlich bei seinen Liebesgefühlen eine ausschlaggebende Rolle gespielt hatte, und tröstete sich, als er in der Bahn saß, mit dem Gedanken, daß es noch mehr reiche Mädel gab.

Die beiden Studenten der Medizin Fritz Holdenfleiß und Ernst Augustin hatten die Stadt auch verlassen, um ihre Studien fortzusetzen; Herr von Kogarten hatte seiner Tochter verboten, nach der Stadt zu fahren, um die Kegelbahn „kaputt zu sitzen", Fräulein von der Blenn schützte die Obsternte in ihrem Garten vor, der Besuch des Tennisplatzes wurde geringer von Tag zu Tag. An Herren war großer Mangel, und den Damen bereitete es wenig Spaß, den Schläger nur gegen das eigene Geschlecht zu schwingen. Nun schritt Anton Lachnit zum letzten, entscheidenden Angriff. Am Stammtisch fuhr er mit seinen dicken Fäusten über die Tischplatte.

„Was hab' ich gesagt? So was hält sich nicht in unserer Stadt. Wir denken hier viel zu gesund, um die neumodischen Faxen mitzumachen. Wenigstens nicht auf die Dauer. Unsere Frauen und Töchter sind viel zu gut dazu, und vor allem zu häuslich und zu vernünftig, um die Nachmittage in der Woche mit solchen Albernheiten totzuschlagen. Schaffen heißt es jetzt! Und was sollen die armen Leute denken, wenn wir, denen es ein bißchen besser geht, uns so herausfordernd — jawohl herausfordernd, mein lieber Herr Pluckhurst — benehmen? Und da ist es doch merkwürdig, daß gerade die Herrschaften, da meine ich unter anderen auch Herrn Brause, die in der Stadtvertretung sich in so vollen Tönen der kleinen Leute annehmen, gerade die eifrigsten Besucher des Tennisplatzes sind. Soll man da nicht auf sehr merkwürdige Gedanken geraten? Ja, da ringt man manchmal förmlich

mit seinem Gewissen, ob man, wenn die Meinungen wieder einmal tüchtig bei einer Stadtverordnetenversammlung zusammenprallen, nicht darauf hinweisen soll, wie sich die Worte zu den Taten verhalten."

Der Mühlenbesitzer Pluckhurst sagte ruhig: „Nun, da würde wohl nicht schwer drauf zu antworten sein. Und wer zum Schluß die Lacher auf seiner Seite hat, wird sich ja nach dem Zusammenprall feststellen lassen."

Aber im stillen nahm er sich doch vor, den Besuch des Tennisplatzes einzuschränken und auch seiner Irma anzuraten, nicht gar zu oft mehr hinzugehen. Die hatte öfter geklagt, daß es dort jetzt recht langweilig sei.

Frau Gertrud Beenke sah die Schar ihrer Getreuen hinschwinden wie Schnee unter der Märzensonne. Einen letzten Versuch machte sie noch, dem Tennisklub zu neuem Glanz zu verhelfen. Sie besuchte Fräulein von der Vlenn und stellte ihr eindringlich vor, daß sie so etwas ähnliches begangen habe, wie Fahnenflucht.

Das alte Fräulein wippte aufgeregt auf ihrem Polsterstuhle und sagte recht erregt, denn der Besuch war ihr schon peinlich, die Vorhaltungen noch mehr: „Ich habe Sie gleich gewarnt. Wir sind hier nicht leichtlebig. Kommt bei uns der Wagen einmal aus dem alten Gleise, haben wir nicht eher Ruhe, als bis er wieder drin ist. Man kann das rückständig nennen, geb' ich zu! Aber Sie werden diese Auffassungen nicht ändern, ich auch nicht. Was macht man da? Man heult mit den Wölfen, selbst wenn einem das manchmal schwer fällt. Ich, als Vorsitzende des Frauenvereines, habe noch besondere Rücksichten zu nehmen. Nehmen Sie guten Rat an. Ich lebe seit Jahrzehnten in diesem Städtchen und kenne die Leute. Machen Sie kurzerhand Schluß, gestehen Sie ruhig ein, daß Sie sich getäuscht haben. Versichern Sie, wie gut

Sie es meinten. Da kann ich Ihnen beistehen und werde es tun. Und mir glaubt man."

Davon wollte Frau Gertrud nichts wissen.

„Dann muß ich meinen Weg allein gehen. Leben Sie wohl, Fräulein von der Blenn!"

Vor seinem Gasthof stand Herr Schwalker. Er zog sein Käppchen, aber sein Gesicht war nicht so freundlich wie sonst; Kummerfalten standen auf seiner Stirn. Und zu Hause erwartete Frau Gertrud eine betrübliche Nachricht. In der Nacht war die eiserne Walze vom Tennisplatz gestohlen worden. Sie war noch nicht bezahlt.

Ein paar Regentage kamen. Frau Gertrud empfand sie als Erleichterung. Sie setzte gerade eine Einladung zu einer außerordentlichen Generalversammlung des Tennisklubs auf, als sich Herr Brause bei ihr melden ließ. Ein Aufatmen. Der gerissene Mann würde ihr gewiß helfen können. Aber auch da erfuhr sie eine große Enttäuschung.

„Sehr gut, außerordentliche Generalversammlung. So geht's nicht weiter. Na, überhaupt die Leute hier. Ich bin ja auch ein Fremder. Gar keine Großzügigkeit!"

„Da haben Sie recht, lieber Herr Brause."

„Wer wo anders geboren ist, dem schmeißen sie hier Knüppel zwischen die Beine, verdächtigen ihn."

„Das weiß ich aus Erfahrung; da heißt's Rückgrat zeigen, sich nicht ducken."

„Tu ich das etwa? Gott bewahre. Lieber sollen sie den Mund über mich verziehen." Er griff in seine Brusttasche. „Frau Geheimrat, da hab' ich die Rechnung mitgebracht. Teuerer Spaß, so 'ne Anlage von 'nem Tennisplatz. Ich hab' um der Sache willen auf Verdienst verzichtet. Gut wäre es wohl, die Rechnung würde der außerordentlichen Generalversammlung mit vorgelegt."

Eine Zahl stand da, die Gertrud Beenke den Atem verschlug. Sie erhob sich, ging zum Schreibtisch. Nun war alles einerlei.

„Ich werde den Betrag auslegen. Wenn es zur Auflösung des Klubs kommen sollte, ich habe die Bestellung erteilt, da muß ich wohl auch die Kosten tragen. Eine große Enttäuschung, Herr Brause."

„Ich glaube, ich habe Sie seinerzeit gewarnt."

„Nein, Sie nicht, aber es tut nichts zur Sache."

Am nächsten Tage erschien Herr Schwalker; er dienerte, wiegte den Kopf nach rechts und nach links.

„Ja, Frau Geheimrat, Sie werden sich entsinnen, gern habe ich Ihnen das schöne Stück Wiese zur Anlage eines Tennisplatzes nicht zur Verfügung gestellt. Aus rein persönlicher Verehrung fühlte ich mich dazu bewogen. Solche neuen Sachen halten sich bei uns nicht. Und wer, wie Sie, reinen Herzens solche Ideen verwirklicht, erlebt große Enttäuschungen."

„Das ist wahr."

„Da bleibt dann nur Ärger übrig. Und gemeine Leute gibt's auch, die lachen sich dann noch ins Fäustchen."

„Ich bin von beidem überzeugt."

„Ach, da muß man einen breiten Buckel haben. Mich hänseln sie jetzt auch tüchtig."

„Sie?"

„Ja. Nun hätt' ich die dicke Steinschotterung in meiner schönen Bleichwiese. Ich soll 'n Dach drüber bauen, da hätt' ich einen zweiten Tanzsaal. Dabei rentiert sich mein Saal im Hause nicht. Die Frau Geheimrat werden sich unserer Abmachungen entsinnen. Ich hab' sie schriftlich hier; wird nichts Rechtes aus dem Tennisklub, darf ich verlangen, daß auf Kosten des Klubs der Platz in den Zustand zurückversetzt wird, wie er früher war."

„Da müßte ja die Steinschotterung herausgerissen werden, Herr Schwalker.“

„Und weggefahren! Die Straßenverwaltung kauft die Steine vielleicht. Und gute Erde muß in das große Loch und dann natürlich Grassamen ’rein. Verluste hat mir die Tennisspielerei letzten Endes doch nur gebracht, denn das bißchen, was auf dem Platz verzehrt worden ist, war nicht der Rede wert. Meine schöne Wiese wird aber noch auf viele Jahre ’nen bösen Fleck haben! Das hohe Drahtgitter um den Platz würde mir als Entschädigung genügen, ich könnte es gerade gut gebrauchen.“

„Das teuere Drahtgitter?“

Gebrochen kamen die Worte vom Munde der einst so unternehmungslustigen Witwe.

„Wenn Sie eine Aufstellung wünschen über die Nachteile, die mir durch Hergabe des Platzes erwachsen sind . . .“

Nein, das wollte sie nicht wissen. Sie hatte von der Brauseschen Rechnung genug.

„Ich will mir’s überlegen, Herr Schwalker. In wenigen Tagen sollen Sie Bescheid haben.“

Der Lammwirt war zufrieden und empfahl sich.

Frau Gertrud saß da, die Augen mit Tränen gefüllt, das Taschentuch auf die zuckenden Lippen gedrückt. Da war sie ausgezogen vor einem halben Jahre aus Berlin, voller Hoffnung, und nun saß sie hier allein, verlassen von denen, die ihr einst zugejubelt, manche, ach nein, viele würden sogar hinter ihr her lachen — und Hans Gundelach kam nicht. Obgleich er längst wußte, daß sie hier war. Nicht einmal sein hübsches Mädel ließ sich wieder sehen.

Väterchen, wann fahren wir endlich zur Stadt?“ fragte Dorothee Gundelach immer wieder.

Der Forstmeister verschob den Besuch von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Aber die Unruhe in ihm nahm zu. So stark, daß es sogar seine Tochter merkte.

„Was hast du nur?"

„Ärger, Kind. An allen Ecken und Enden. Ich weiß noch gar nicht, ob ich Frau Beenke aufsuche."

Da begehrte Dorothee auf.

„Ich fühle mich so zu ihr hingezogen. Brauche eine ältere Freundin, eine Beraterin. Und dir täte es erst recht gut, du hättest jemand, der dir die Grillen von Zeit zu Zeit vertreibt. Ja, Väterchen, du hast Grillen, das hab' ich erst in der letzten Zeit so recht gemerkt."

Hans Gundelach erwog das Für und Wider gründlich. Wenn er seiner Tochter doch sagte, was einst gewesen war? Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er wollte erst einmal allein zu Gertrud Beenke. Wollte sehen, ob die alte Liebe wieder auflode rte, ob ... Nein, jetzt wollte er nicht mehr weiter denken.

Wohin fährst du denn, Väterchen, in deiner besten Uniform?"

„Zu einer Besprechung. Würde dich gern mitnehmen, aber es geht nicht."

„Es ginge schon, aber du willst nicht."

Da wurde er ärgerlich.

„Also gut, ich will nicht!"

Dorothee drehte sich um und ging ins Haus. Tränen schossen ihr in die Augen. Was bloß mit Väterchen war, er hatte sich in der letzten Zeit so verändert — und wahrlich nicht zu seinem Vorteil.

Mit Spitzhacken arbeiteten die Leute auf dem Tennisplatz; man schaufelte die harten Erdklumpen auf einen

Wagen. Der Steinschotter kam zum Vorschein. Es war ein trauriger Anblick. Frau Gertrud fand im Zimmer keine Ruhe. Der Hieb der Spitzhacken, das Knirschen der Steine, das Poltern der Erde in den Wagen drang durch alle Wände. Zu viert hatten sie vor wenigen Tagen bei der außerordentlichen Generalversammlung zusammengesessen. Natürlich hatten Herr Brause und der Lammwirt nicht gefehlt, die in einiger Sorge zu sein schienen, ob sie ohne Prozeß ihre Forderungen durchsetzen würden. Sang- und klanglos war die Auflösung des Klubs beschlossen worden. Unter den Abmachungen stand der Name Gertrud Beenke; der Kassenbestand war traurig, also hielt man sich an sie. Mochte sie zusehen, auf welche Weise sie von den Mitgliedern noch Sonderbeiträge hereinbekam. Sie hatte ohne den geringsten Seufzer ihr Scheckbüchlein herausgezogen und alles geordnet. Der Amtsgerichtsrat Zollstab hatte zwar versucht, einmal schwach aufzubegehren, aber die Frau Geheimrat war mit einer abwehrenden Handbewegung über die Einwendung des Juristen hinweggegangen; da hatte er den Mund gehalten. Prozesse würden ihm nur Arbeit verursacht haben, und an der fehlte es ihm nicht in diesen Zeiten. Heute war im Stadtblättchen die Verlobung Emma Lachnits mit einem Landwirt angezeigt worden. Schnell hatte die sich getröstet. Bei dem Gedanken blieb Frau Gertrud im Zimmer stehen. Hatte sie es denn anders gemacht? Noch viel, viel hartherziger war sie mit Hans Gundelach umgesprungen. Jahrelang hatte sie in ihm die Hoffnung genährt, seine Frau zu werden. Nachdem er sein Assessorexamen bestanden, hatte er freudestrahlend zu ihr kommen wollen, zur öffentlichen Verlobung, da war sie ihm untreu geworden. Hatte ihm rücksichtslos geschrieben, während er all seine Gedanken hatte

zusammennehmen müssen, um die Prüfung zu bestehen. Nein, sie durfte nicht richten. Ihr Ehrgeiz war damals befriedigt worden, aber das Herz nicht. Nun stand sie wieder da, wo sie vor mehr als zwanzig Jahren gestanden. Die schönste Zeit des Lebens hatte sie vertan; verlebt an der Seite eines gutmütigen, pflichttreuen Mannes. Ach, wenn es wenigstens jetzt anders geworden wäre, gern hätte sie einen Strich unter die lange, lange Zeit gezogen. Aber er kam ja nicht; wollte nichts mehr von ihr wissen. Und hatte ein Kind. Ein so liebes, liebes Kind.

Klingelte es nicht? Mit angehaltenem Atem lauschte sie. Richtig, das Mädchen öffnete. Eine Männerstimme. Nein, sie wollte heute niemand sehen! Das Mädchen kam, brachte eine Visitenkarte.

Forstmeister Hans Gundelach, Oberförsterei Erlenried, stand auf der Karte.

Gerade heute kam er. Endlich! Heute, wo ihr Innerstes so aufgewühlt war. Ihr Herz schlug heftig, als sie zu dem Mädchen sagte: „Ich lasse bitten!"

Hans Gundelach stand vor ihr, in seiner grünen Forstuniform, ein stattlicher, ernster Mann.

„Gnädige Frau!"

Sie mußte die Augen schließen, als sie die liebe Stimme wieder hörte — nach zwei Jahrzehnten.

Ihre Hand zitterte, als sie sie ihm entgegenstreckte.

„Willkommen! ... Ach, Ihr reizendes Töchterchen ..."

Weiter kam sie nicht, einen Druck spürte sie auf der Kehle, in den Schläfen hämmerte das Blut.

Er sah es; seinen Augen entging nicht das kleinste Zucken in dem Gesicht der reifen, schönen Frau. Auch sein Herz wurde weit. Noch immer standen sie sich gegenüber.

„Gertrud!"

Das Wort traf. Ein Wanken. Die Erregungen der

letzten Tage, das bange Warten auf ihn war zu viel für ihre Kraft gewesen.

Er fing sie auf.

„Verzeih, vergiß! Ich will's gut machen, soweit Menschenkraft reicht. An dir. An deinem Kind."

Dorothee traute ihren Augen nicht. Da kam der Vater angefahren mit der Frau Geheimrat. Und wie sie hörte, daß Frau Gertrud ihre zweite Mutter werden sollte, schmiegte sie sich an sie und sagte mit einem versonnenen Lächeln: „Ich weiß nicht, wie das kam, aber den Wunsch hatte ich gleich."

Da zog die Frau Geheimrat das Mädchen fest an ihr Herz, die freie Hand hielt sie Hans Gundelach hin. Nickte ihm zu mit feuchten Augen. Der Händedruck und der Blick ihrer Augen waren ein Gelöbnis.

Am Stammtisch im „Goldenen Lamm" war für Gesprächstoff gesorgt. Mochte der Himmel wissen, wie es durchgesickert war, aber man wollte es ganz genau herausbekommen haben, es handelte sich um eine alte Liebe.

Anton Lachnit faltete die Hände über sein dickes Bäuchlein.

„Die ganze Hopserei hat sie doch nur wegen der kleinen Gundelach inszeniert. Da sieht man's wieder mal, wie's gemacht wird. Ein gefährliches Weib!" Im stillen dachte er: „'ne schwere Menge Geld hat's mich gekostet. Und die Spielerei hat mir Ärger genug gemacht."

Als die Freundinnen der Frau Gertrud in Berlin die Verlobungsanzeige erhalten, sich zum Tee zusammengefunden hatten, um das Ereignis gebührend zu besprechen, sagte Frau Bollenthin: „Mir hat sie ausführlich geschrieben. Ein alter, lieber Bekannter von Eberswalde



her, wo sie ja ihre Jugend verlebt hat, sei der Forstmeister Gundelach!" Und fügte mit einem Lächeln hinzu: „Ich hab' mir gleich gedacht, die vergräbt sich nicht umsonst in einem solchen Nest. Die hat ihre ganz besonderen Gründe gehabt, dort eine Gastrolle zu geben. Sie ist ja auch auf ihre Kosten gekommen."

Man war sich ausnahmsweise an diesem Teetisch einmal ganz einig, alle behaupteten, genau gewußt zu haben, was für ein raffiniertes Frauenzimmer Gertrud Beenke immer gewesen sei.

Rösselsprung

		pfan-	nach	ber-	ist		
	au-	zau-	das	em-	uns	ring	
ne	gen	gott	die	lieb	nern	die	was
ßen	ben	ist	in-	von	im	ken	der
ha-	gold-	wir	macht	das	er-	nern	herr-
ga-	un-	ben	der	in-	hen	auf-	den-
	Ein	der	ste-	ging	ge-	lich	
		ter-	treu	ste	er-		

Klara Reinbacher.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Goldsucher

Roman von M. Talvez / Fortsetzung

Nach der Stadt zurückgekehrt, fand Rainer seine schwerste Aufgabe darin, seinen Entschluß so schonend als möglich seiner Braut mitzuteilen. Da er den Weg einmal beschritten, mußte er vorwärts gehen und alles einsetzen, um alles zu gewinnen. Kein Zaudern und kein Bedenken durfte ihn anfallen. Den Schmerz, den er Elisabeth bereiten mußte, würde er tausendfach wieder wettmachen, wenn er übers Jahr, vielleicht ein wenig länger, vor sie hintreten konnte, mit Mitteln versehen, die es ihm ermöglichten, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Er teilte ihr nicht genau mit, wozu er sich entschlossen, er schrieb nur von einem Projekt, das in kurzer Zeit mit wenig Einsatz große Gewinne bringen mußte. Es wäre eine seltene, nie wiederkehrende Gelegenheit, die er nutzen wolle; und ein Jährchen ginge ja bald vorüber.

Sie beschafften die nötigen Ausrüstungen und Werkzeuge zur Aufbereitung des Erzes und ließen die Mine gesetzlich registrieren unter dem Namen La Felicidad. Zuverlässige Bergarbeiter wurden verpflichtet; Joe und Karl wollten tüchtig mitarbeiten. Zwölf Männer waren vorläufig genug, um vorwärts zu kommen. Mit dem Ankauf und dem Transport der Geräte, Materialien, Sprengmitteln und Maschinen verging ein voller Monat und verschlang über die Hälfte von Rainers Kapital. Bis das erste Geld vom Verkauf des Metalls einging, würde noch der Rest benötigt werden.

Die Arbeitslöhne in der entlegenen Wildnis waren hoch. Anfangs März waren alle Vorbereitungen beendet, und La Felicidad wurde in Betrieb gesetzt.

Die Männer arbeiteten von früh bis spät und nützten sogar die hellen Mondnächte aus, sich kaum die nötige Ruhe gönnend. In einem Jahr wollten sie es erzwingen. La Felicidad beherrschte alle ihre Gedanken; mit allen Kräften des Leibes und Willens strebten sie nach dem einen Ziel, in kürzester Zeit so großen Reichtum als möglich zusammenzuraffen, um dann alles dies weit hinter sich zu lassen. Wenn sie am Abend beim Feuer saßen, und ihr Mahl einnahmen, sprachen sie nur von ihrer Mine, vom Gold und all den schönen und guten Dingen, die dafür zu haben waren.

Doch bald hatten sie alles ausgesprochen, was sie einander zu sagen hatten, und schweigend ging jeder der Arbeit nach. Sie bohrten sich in den Berg hinein, immer dem Saum des Goldes nach, das sie tiefer und tiefer in die Erde lockte. Und die Millionen, die ihre von der Einsamkeit entzündete Phantasie längst unerschütterliche Wahrheit werden ließ, kamen doch langsamer und waren schwieriger zu ergraben, als sie gedacht. Sie merkten nicht, wie die Zeit verging; Tage, Wochen Monate schwanden, und in der Finsternis des Schachts verloren sie den Zusammenhang mit der Wirklichkeit.

Der Erzgang erwies sich als unregelmäßig; es kamen Strecken, wo der Ertrag kaum die Unkosten deckte; die Ader verengerte sich manchmal auf die Dicke eines Mannesarms, um dann wieder zu Säcken und Taschen anzuschwellen, in denen das wertvolle Metall in prächtigen, drahtgewebeartigen Ausscheidungen und Kristallen im roten Ton und Quarzgang eingebettet lag.

Im ersten Monat fanden sie zweihundertundfünfzig

Unzen reines Gold; nicht ganz ihren überspannten Erwartungen entsprechend, doch blieb nach Abzug aller Unkosten ein schöner Gewinn, den Joe Silver, der das Metall nach der Stadt brachte, auf der Bank deponierte.

Jeden Tag hofften sie auf die Bonanza zu stoßen, die Hauptader, die sich in der Tiefe finden mußte. In ihrer Einbildung gab es dort ganze Höhlen gleißenden Metalls, und nach jeder Sprengung stiegen sie atemlos in den Schacht, ob er nicht die Bonanza bloßgelegt. Doch die Ader wurde nie stärker als durchschnittlich etwa einen halben Meter. Aber sie vertrauten von einem Tag zum anderen, und die Ungewißheit erfüllte sie mit dem Reiz und der Anziehung und Spannung eines Glückspiels. „La Felicidad" war ein Teil ihres geistigen und körperlichen Wesens geworden. Wenn das gewaschene, oder aus dem Quecksilberamalgam sublimierte und geschmolzene Gold am Abend vor ihnen im Glanz des Feuers lag, erfreute es ihnen Herz und Seele und lieh ihnen neue Stärke und Ausdauer. Das Gold, das ihnen jetzt so viel Mühe und Arbeit bereitete, sie heute peinigte und quälte, versprach ihnen ja künftig Glück.

Der Kurier, der alle vierzehn Tage den Weg nach der Stadt hin und zurück machte, um Lebensmittel und notwendiges Material heranzuschaffen, brachte jedesmal auch die Post. Elisabeth schrieb einen traurigen, resignierten Brief und beschwor Karl, doch bald heimzukehren. Jedes Wort schlich sich wie ein stiller Vorwurf in sein Herz und machte ihn eine Weile schwankend. Doch er durfte nicht trüben Gedanken nachhängen; es galt, noch eine Zeitlang alle Regungen des Gemüts niederzudrücken, die volle Kraft einzusetzen, das gesetzte Ziel zu erreichen. Er durfte nicht sentimental werden.

Ohne den Brief noch einmal zu lesen, steckte er ihn

zu unterst in seine Reisetasche; auch die Photographie verbarg er, um sie nicht mehr zu sehen. Ihr Anblick bereitete ihm Seelenqual und erweckte zwiespältige Gefühle. Die Liebe durfte ihn jetzt nicht schwankend machen. Später, in ihrer Villa, im schönsten Gau der Heimat, sollte Elisabeth ein würdiges Leben führen. Springbrunnen und Marmorstatuen sollten den Park schmücken, Gemälde von den Wänden leuchten.

Es war nun Ende Mai. Die Trockenzeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Das Wasser im Cañon floß nur noch spärlich, so daß sie am Arbeiten gehindert wurden. Ein kleines Stauwehr mußte errichtet werden, um wenigstens jeden dritten Tag Gold waschen zu können, aber die Ausbeute blieb gering. Die Hitze war furchtbar am Tage, und in den Nächten stagnierte die Luft im Cañon und lag dort wie ein erstickender Dampf. Die Felswände schienen zu zittern in der heißen Luft; alles Grün war verdorrt bis auf Kakteen und Dorngestrüppe. In Scharen badeten schwarze Geier an den Tümpeln der Schlucht und saßen mit gespreizten Flügeln und offenen Schnäbeln auf den Felsen. Unzählige Grillen und Zykaden schrillten in den Nächten. Seit Monaten hatte Rainer keinen Horizont mehr gesehen, nur die Felswände des Cañons und einen Streifen Himmel über sich, der am Tage bläulichweiß strahlte, am Abend blutrot und des Nachts ein dunkelblaues, glitzerndes Band war.

Eines Tages sagte Karl: „Joe, ich ersticke. Es ist mir, als hätte ich Gift im Leibe, als ob sich mein Inneres zu äußerst kehren wollte. Ich spüre einen Druck im Gehirn, und wenn ich augenblicklich noch so etwas wie ein Herz habe, so tut es mir weh als ob es verbrennen würde.

Der Cañon ist zur Hölle geworden; die Luft ist wie mit fauligen Gasen gefüllt. Ich kann nicht mehr schlafen, und schlummere ich doch einmal, dann quälen mich unerträgliche Träume. Ich bin fertig und muß ein paar Tage aufhören, oder ich gehe zugrunde."

„Reise ein paar Tage in die Stadt, Karl. Sei einmal lustig beim Wein unter fröhlichen Kameraden. Tobe dich aus. Das beruhigt, macht wieder tüchtig. Wir kennen uns doch. Und du kannst jetzt ja ein Stück Geld ausgeben."

Rainer hob abwehrend eine Hand. „Ich danke für deinen Rat; aber nach der Stadt gehe ich nicht. Nicht, bis ich hier ganz fertig bin. Ich möchte nichts hören und sehen von der Welt, als bis wir hier abgeschlossen haben. Eine veränderte Umgebung könnte mich auf andere Gedanken bringen, und ich will jetzt nur an unsere Arbeit denken. Alles, was man unternimmt, muß bis zur letzten Konsequenz durchgeführt werden, Joe!"

„Recht weise und richtig, Karl! Hat man A gesagt, so muß man auch B sagen!"

„Aber ich bin abgearbeitet, innerlich und äußerlich vertrocknet, ausgemergelt. Sieh nur meine Nägel an. Vor lauter Graben und Wühlen habe ich sie fast verloren, und die Finger sind geschwollen. Ich brauche ein paar Tage Ruhe!"

„Was willst du tun, wenn dir mein Rat nicht gefällt?"

„Joe, was denkst du, wenn wir einen kleinen Ausflug unternehmen würden? Einmal aus dem höllischen Loch herausgingen und frische Luft atmeten? Die Arbeiten müssen wir ja doch einstellen, bis der erste Regen fällt, was kaum noch eine Woche dauern wird. Wie wäre es mit einer Jagdpartie nach El Rey? Mich erfüllt eine förmliche Gier, einen Gletscher zu erklimmen; an seinem

Gipfel liegt vielleicht noch Schnee in den Spalten. Dort gehen schon Gewitter nieder, und wenn ich wieder einmal Wolken und Nebel um mich spürte, würde es mir wohl werden. Am Tage jagen wir in den Wäldern und legen uns des Nachts auf den Schnee. Was sagst du dazu? Nur ein paar Tage aus dieser Hölle heraus!"

Joe murrte zwar über die verlorenen Arbeitstage, die er sofort in soundsoviele Unzen Goldes und diesem entsprechende Dollars umrechnete, ließ sich aber doch dazu bewegen, den Ausflug gutzuheißen.

La Felicidad wurde stillgelegt; auch die Arbeiter bekamen ein paar Tage Ruhe.

Frühmorgens stiegen sie zu Pferd und erklommen den Cañon an einer günstigen Stelle der Südseite. Vor ihnen lag nun ein neues Gelände, das sie zuvor nie gesehen, da sie den Cañon immer von der Nordseite her betreten hatten.

Rechts erhob sich das Felsmassiv von Enamorados, gegen Südosten ragte der mächtige El Rey empor; sein Gipfel war umwölkt. Gegen Westen erstreckte sich ein endloses Gelände namenloser, nackter Berge, Hügel, Kuppen und sonnverbrannter Prärien.

Sich umwendend, bemerkten sie nun überrascht einen Hügel, nicht weit vom Rande der Schlucht, der am südöstlichen Abhang mit hohen Bäumen und Gebüsch bewachsen war. Ruinen mit Säulen und Bogentrümmern schimmerten durch das Laub, und ein geborstener Glockenturm ragte darüber weg. Wie sie aus der Entfernung zu schließen vermochten, konnten es die Trümmer einer Abtei sein, wie sie aus der Zeit der spanischen Eroberer und Missionare heute noch das Land bedecken. In stillen

Wäldern und verborgenen Einöden fand man oft unerwartet solche Reste der Vergangenheit.

„Siehst du, nicht nur das Gold, auch die Ruinen sind nun Tatsache!“ rief Joe.

Eine Quelle mußte dort fließen, weil die Vegetation noch grün war; die mächtigen Bäume und Gebüsche waren wohl Reste des einstigen Klostergartens.

Weit draußen, etwa zehn Meilen entfernt, lag wie eine Oase ein kleines Indianerdorf; ein Kirchturm erschien von hier aus wie ein weißes, in der Erde stehendes Stäbchen.

Sie ritten an dem ansteigenden Gelände in der Schlucht entlang und erreichten am Abend den Fuß von El Rey. Unter Eichen bereiteten sie ihr Lager, und da am Gipfel ein Gewitter niederging, ließen sie den Regen über ihre nackten Leiber rieseln; solche Gier erfüllte sie nach kühlem Wasser.

Am nächsten Tag stiegen sie den Berg hinauf. Dunkle, rauschende Fichtenwälder umgaben sie nun, und die Wolken, die vom Golf herauf zogen, und sich am Berge sammelten, umfingen sie als feuchte, kühle Nebel, die, vom Wind zerrissen, häufig den strahlend blauen Himmel durchblicken ließen.

Sie stellten die Pferde bei einer Felsengruppe unter und drangen zu Fuß aufwärts, nach jagdbarem Wild spähend, doch schienen die Wälder wie ausgestorben, nur von hohen Felswänden herab schrien Geier und Habichte. Zuweilen huschte ein Eichkätzchen vorüber; dann und wann hörten sie die Rufe der graublauen Wandertaube.

Bald waren sie im Dickicht auseinander geraten, und jeder jagte allein; doch hatten sie ausgemacht, zu einer bestimmten Stunde wieder bei den Pferden zu sein, und sich durch Schüsse Signale zu geben.

Ungeduldig drängte Rainer zum Gipfel empor. Der Wind hatte fast alle Wolken verjagt; Karl dürstete nach dem unermeßlichen Blick, den man von der Höhe aus gewinnen mußte. Einzelne Wolken schwebten um die Felsenzacken und aus den rauschenden Fichtenwäldern zog es wie ein vertrauter Geist in seine Brust. Heimliche Stimmen flüsterten aus der nordischen Rauheit; Waldinstinkte rührten sich leise. Wie Märchen und Sagen der Heimat wob es zwischen den ragenden Stämmen der Fichten, über denen Häher kreisten.

Seit langer Zeit zum erstenmal wich der alles beherrschende Gedanke an Gold, und wie fernes Orgelspiel klang eine weiche Schwermut durch seine Seele. Er sah im Geist Elisabeth, wie sie am andern Ufer stand und die Arme nach ihm breitete. Wie ein klingender Strom kam Liebe und Sehnsucht wieder zu ihm.

Vom Gipfel aus sah er ringsumher eine mächtige Welt die Tiefe erfüllen. Tot und schweigend lagen die Massen der nackten Gebirge; zackige Grate standen gegen den blauen Himmel. Kein einziges Band, keine Sage, keine Geschichte knüpfte den Menschen an diese Massen, und zum erstenmal in seiner ganzen Tiefe empfand er die Fremdheit dieser Welt. Hätte er Flügel besessen, in diesem Augenblick hätte er alles hinter sich gelassen und wäre geflohen.

Wie eine phantastische Unmöglichkeit empfand er hier das Höhlenleben in der Schlucht, dies hastige Graben und Wühlen um ein paar Fäuste voll eines gelben, toten Metalls. „Fliehe! Laß das Gold in seiner Nacht und vermehre nicht die unglückselige Gier der Welt."

Aus der Tiefe krachten die drei Signalschüsse Silvers; der war nun wieder zu den Pferden zurückgekehrt. Die Wälder murrten; in den Schluchten klang das Echo

fort und die Felswände widerhallten, als redete der Berg in schwachen Donnern aus seinem Innern. Karl erwiderte die Signale und stieg hinab.

Die Zauberstimmung war gebrochen. Silver hatte eine Antilope erlegt und war eben dabei, sie auszuweiden. Mit seiner unförmlichen Nase, dem kahlen Schädel und Glasauge glich er einem hinkenden Kobold, der dort unterirdischen Mächten ein blutiges Opfer brachte. Er hing das Wild an einem Ast auf, zog ihm das Fell ab und briet das Fleisch am Feuer.

Schweigsam genossen sie das Mahl.

Rainer legte sich ins Moos und lauschte dem Sausen der Fichten, die ihn bald in Schlummer sangen wie ehemals.

In der Morgendämmerung traten sie die Rückreise an und hofften bei scharfem Ritt noch vor Eintritt der Nacht La Felicidad zu erreichen. Die Luft war wieder wie geschmolzenes Blei, und die Organe spürten die mächtigen Spannungen in der Atmosphäre. Um die Mittagszeit sahen sie von Osten, von der Tiefe des Golfes heraufsteigend, schwarzblaue Wolkenmassen, die sich mit Sturmgewalt näherten.

„Hurra!" rief Joe, „da kommen endlich die Gewitter und bringen uns Wasser; nun können wir wieder Gold waschen. Lange genug haben wir darauf gewartet. Sieh hin, das zieht rabenschwarz vom Golf herauf. Gute Nacht, wenn uns das unterwegs auf den Pelz kommt. Wir wollen schneller reiten, Karl!"

Sie spornten die Pferde, die ohnedies alle Kraft einsetzten, da sie den Sturm witterten, und mit geblähten Nüstern vorwärts eilten. Aber die Wolkenballen flogen rascher; der Donner grollte schon deutlich vernehmbar, als sie noch eine Stunde von La Felicidad entfernt waren.

Das Wetter sah höchst gefährlich aus. Eine wirbelnde Masse rotgelben Staubes, der in Säulen zum Himmel stieg, stürmte der nun schmutzig-schwarzen Wolkenmauer voran. Es waren die Massen des Staubes, die nach der langen Trockenzeit Gebirge und Ebenen bedeckten und nun in der starken Luftströmung in kreisende Bewegung gerieten. Im Zickzacklauf näherten sich die Wirbel. Die Männer trieben die Tiere zu äußerster Anstrengung an, aber der brausende Ton, übertönt von dumpfen Donnerschlägen, näherte sich immer mehr; und da sie nun in den Llano, der sie noch vom Cañon trennte, hinausgeritten waren, gab es keinen Berg, keine Felswand mehr, wo man Schutz suchen konnte. Sie bemühten sich, die Ruinen der Abtei zu erreichen. Die Sonne, die vor ihnen stand, gab ein grünlichgelbes Licht. Der aufgewirbelte Staub bewegte sich gleich einer mächtigen Sturzwelle über ihren Köpfen. Brausend und knisternd hatten die Wirbel sie erreicht; glühende Dämmerung schlug an Karls Gesicht; er schloß die Augen, um sie vor dem Staub zu schützen.

Ein Schlag erschütterte Reiter und Pferd; es waren die Ströme des elektrisch geladenen Wirbels, die durch ihre Leiber in die Erde geleitet wurden. Das Pferd wieherte entsetzt, drehte sich auf den Hinterbeinen und drohte zu stürzen. In seiner Betäubung hielt sich Karl am Zügel fest; der zerriß und er verlor die Führung über das Pferd. Es gelang ihm, ein Büschel der Mähne zu fassen und sich daran festzuhalten. Knisternde Funken sprühten ringsumher; die Wirbel rissen ihm den Hut vom Kopf. Das erschrockene Pferd, von keinem Zügel mehr gehalten, stürmte geradeaus in Todesangst.

Mächtige Wasserfluten, mit Hagel vermischt, rauschten nieder; Blitze flammten und der Donner grollte. Rainer

war nur noch halb bei Besinnung. Er fühlte die rasende Bewegung des geängstigten Pferdes unter sich, das mit gewaltigen Sätzen alle Hindernisse nahm, und hielt sich instinktmäßig an der Mähne fest. Dornen zerfetzten seine Kleider; der niederprasselnde Hagel traf ihm Hals und Ohren, die wie Feuer schmerzten. Er wußte nicht, in welcher Richtung das Pferd lief, und kümmerte sich nicht darum. Aufregung und Anstrengung hatten seine Sinne abgestumpft, und seine ganze Kraft war darauf gesammelt, nicht zu stürzen. Joe war längst von ihm abgekommen.

Plötzlich bäumte sich das Pferd hochauf. Karl sah, wie durch Schleier des strömenden Regens und Hagels eine menschliche Gestalt schreiend und mit geschwungenen Armen in seine Bahn sprang, und im Hintergrund die Umrisse einer Hütte. Aber seine Kraft reichte nicht mehr aus, sich auf dem aufs neue scheuenden, und sich wild bäumenden Tier festzuhalten. Er stürzte und verlor die Besinnung.

Als er bald wieder erwachte, fand er sich in einer einfachen Hütte auf einem ärmlichen Lager. Fremde Gesichter blickten ihn besorgt an; ein indianisches Mädchen drückte ein Tuch auf die Wunde an seiner Stirn, die er sich beim Sturz vom Pferde zugezogen. „Guadalupe!" rief der Mann, der vor ihm stand, „sieh, der Ärmste will erwachen. Vielleicht retten wir ihn doch. Das Pferd wird wohl verloren sein."

„Ob er einer von den Fremden ist, die im Cañon Gold graben, Vater?"

„Wahrscheinlich. Wie sollte er denn sonst an den entlegenen Platz kommen? In zwanzig Jahren ist kein Fremder hier herum gesehen worden."

„Sieh nur, Vater, welch helles Haar er hat. So weiße Haut habe ich noch nie gesehen."

Gütig und neugierig blickte sie den Verletzten an und pflegte mit weichen, schmiegsamen Fingern seine Wunde.

Karl hatte nach der ersten dumpfen Verwunderung die Besinnung wieder erlangt und hörte seine Retter spanisch sprechen.

„Gute Leute, wo bin ich?“ Freudig, weil er ihre Sprache redete, blickte eines das andere an; der Mann erwiderte: „Guter Herr! Wir sahen Sie in dem furchtbaren Hagelwetter über den Llano rasen und merkten, daß Sie Ihr Pferd nicht mehr in der Gewalt hatten. Sie mußten in den Cañon springen, denn es sind von hier aus nur ein paar hundert Meter bis zum Rand. Ich lief hinaus, um zu versuchen, Ihnen die Gefahr zuzurufen, oder wenn möglich das Pferd zum Stehen zu bringen oder in eine andere Richtung zu scheuchen. Sie stürzten! Wir glaubten erst, Sie wären tot. Meine Tochter, Guadalupe, und ich trugen Sie herein. Sie befinden sich in Tomas Anayas Hütte, Ihres Dieners. Dies ist Ihr Haus. Gott segne Sie, Herr!“

Beim Nennen des Namens Gottes schlug er das Kreuzeszeichen über sich und den Verwundeten. Die zwei Frauen, die daneben standen, senkten ihre Häupter.

Karl Rainer reichte seinen Rettern die mit Blut befleckte Hand und sagte bewegt: „Wie kann ich Ihnen danken! Sie haben mein Leben gerettet!“

„Nicht uns gebührt der Dank. Denen da oben, die alles lenken und leiten. Wir Menschen tun nur ihren Willen. — Ist das Wasser schon warm, Mutter?“ fragte Tomas sein Weib.

Die Frau ging in den Nebenraum und brachte ein Becken mit warmem Wasser.

Nun wandte sich der Vater dem Mädchen zu: „Du

wirst unserem Gast helfen müssen, sein Gesicht und die Hände von Blut zu waschen; er ist noch zu schwach."

Behutsam lehnte sie das Hinterhaupt des Fremden auf ihre linke Hand und reinigte sein Gesicht mit der Rechten. Dann band sie noch ein Tüchlein um seine Stirn, und die zwei Frauen verließen den Raum, damit der Fremde die Kleider wechseln konnte, die ihm Tomas von den seinigen geliehen; denn Karls Kleider waren völlig zerfetzt.

„Es ist noch gut abgelaufen!" meinte er. „Nur eine Schramme an der Stirn und ein wenig zerschunden von den Dornen. Das linke Bein ist verstaucht, und ich werde wohl ein paar Tage hinken. Ich fürchte nur, daß es mir unmöglich sein wird, heute noch in den Cañon hinabzusteigen."

„Das ist unmöglich!" sagte Tomas. „Die Nacht ist nicht mehr fern, und Ihr Fuß braucht Ruhe bis Morgen. Sie bleiben heute nacht unser Gast. Auch sollten Sie jetzt etwas Heißes trinken und genießen. Sie zittern vor Kälte und Schwäche."

Im anderen Raum, wo der Herd stand, bereiteten die Frauen heiße Getränke und ein Abendbrot. Sie deckten den rohen Tisch mit einem weißen Tuch und brachten die besten Geräte heran. Die Tochter bediente sie, und die Eltern ließen sich Karl gegenüber am Tisch nieder.

Rainer erzählte ihnen nun von der Mine, und wie er in das Unwetter geraten. Don Tomas erklärte ihm, daß er schon häufig von der Höhe der Schlucht auf das Werk hinabgesehen habe, da man die ersten Sprengungen bis hierher vernommen, und daß er gleich vermutet hatte, er müsse einer von den fremden Männern sein, die dort nach Erz graben.

Während sie aßen und plauderten, erfuhr Karl nun

auch Näheres über die Familie, die ihm das Leben gerettet und ihn gütig bewirtete. Der fünfzigjährige Mann, dessen Haar schon ergraut war, stammte aus dem Tal von Oaxaca. Kräftig gebaut und von mittlerer Größe, war das braune, glattrasierte Gesicht stark von Furchen durchzogen. Er hatte sich damals, in seinen jüngeren Jahren, von einem fremden Forschungsreisenden anwerben lassen, der in den Ruinen des Tals von Oaxaca Ausgrabungen vornahm. Später war er dem Mann nach Yukatan und Chiapas gefolgt, wo er von den Hieroglyphen der Paläste Gipsabdrücke nahm. In einem Dörfchen, auf den Ruinen jener verschollenen und geheimnisvollen Kultur von Yukatan, hatte Don Tomas sein Weib Juana gefunden. Er blieb auch ferner im Dienste des Gelehrten, der nach seinen Studien im Süden auch die Altertümer im Tal von Mexiko untersuchte. Auf einer Tour zu vielen der bedeutendsten Klosterruinen aus altspanischer Zeit war er auch hierhergekommen, denn die Ruinen von Tlaloc galten als bedeutend. Der Platz gefiel Tomas Anaya so gut, daß er zurückkehrte, nachdem der Gelehrte seiner Dienste nicht mehr bedurfte und ihn entließ. Mit den Ersparnissen, die sie mitgebracht, hatten sie sich hier eine Heimat gebaut, denn es war niemands Land. Die Tochter Guadalupe ward hier vor einundzwanzig Jahren geboren. Sie hatten in einem Kanal das Wasser der alten Abtei auf den Westabhang des Hügels geleitet, wo der Boden erträglicher war. Die Früchte, die sie dort zogen, und eine Herde von Ziegen und Schafen versorgten ihre bescheidenen Bedürfnisse. Die grüne Oase, die weit draußen im Llano lag, und dessen Kirchturm man sehen konnte, war das Dörfchen San Miguel de Tlaloc. Die Hütte der einfachen und glücklichen Menschen war in der üblichen

Bauart des Landes errichtet, und bestand aus drei Räumen. Der größte war Wohnraum und Küche zugleich; links und rechts schlossen sich die Gemächer der Eltern und des Mädchens an. Ein buschiger Pirubaum breitete seine Äste über das flache Dach, und ein lebendiger Zaun von Orgelkaktus umfaßte das Gärtchen, das die Hütte umgab, und in dem nur Blumen und Heilkräuter gezogen wurden. Ein wenig weiter draußen befanden sich die Äcker und die durch einen Steinwall eingefaßte Hürde der Ziegen und Schafe. Daneben war noch ein Schuppen, in dem zwei nette Milchkühe standen.

Während sie plauderten und die Speisen genossen, klärte sich draußen der Himmel; die Wolken verzogen, es war kühl und feucht geworden. Die Sonne leuchtete warm und gelb über dem Massiv von Enamorados, das wie das heroische Denkmal eines Riesengeschlechts über den Scharen der Berge und Hügel ragte. Durch das Fenster, ganz mit blühenden Geranien und Winden verwachsen, und durch die offene Tür strömte das Licht in goldenen Fluten in den dunkleren Raum. Und durch die Massen von Schatten und Licht wandelte das Mädchen ruhig und ohne Hast. Sie fächelte das knisternde, offene Kohlenfeuer des Herdes, reichte die Speisen umher und trat zuweilen unter den Rahmen der Tür, wo sie betrübt auf ihre Blumen sah, die der Hagel geknickt. Die Hütte war viel zu eng und klein für das Mädchen. Es überragte Vater und Mutter um Hauptеslänge und vermochte nur gebückt durch die Türen zu schreiten. Ihre sehnigen, nackten Füße steckten in Sandalen aus Leder, und vom Gürtel nieder bis zu den Knöcheln hing ihr ein Kleid aus graublauem Leinen. Nur ein dünnes Hemdchen bedeckte ihren Oberleib, weit ausgeschnitten am Hals, die Arme von der Mitte des Oberarms frei-

lassend und mit einfachen, durchbrochenen und rotgenähten Ornamenten verziert. Ihre Schultern waren breit, ihre Hüften besaßen nicht die üppige Rundung der Europäerin, aber ihr kräftiger, hagerer und fast männlicher Leib bildete von den Schultern zu den Füßen einen schlanken Keil, wie man oft Frauen auf altägyptischen Tempeln abgebildet sieht. Aus den Schultern wuchs der Hals mit breitem Ansatz hervor. Wenn sie den Kopf seitwärts drehte, traten die Sehnen hervor wie gespannte Bänder. Und auf dem Amazonenleib saß ein Köpfchen, das rührend in seiner Kindlichkeit und Strenge war. Die Stirn bog sich an den Schläfen und den Wurzeln des Haares so scharf nach rückwärts, daß sie fast einer Tafel glich. Die demütig blickenden, schwarzen, immer fragenden Augen waren überschattet von feinen, tiefschwarzen und wagrechten Brauen wie mit einem feinen Pinsel flüchtig hingezogen. Die Nase wuchs fast unvermittelt aus der Stirn, war ganz leicht gebogen, und die dünnen Nasenflügel vibrierten beständig, wenn sie atmete. Ihre scharf geschnittenen Lippen wirkten streng. In zwei Zöpfen hing ihr das glänzend schwarze, strähnige Haar über die Schultern. Die Farbe ihrer Haut war leicht gebräunt, kaum mehr als die einer Sizilianerin. Um den Hals trug sie ein Band schwerer roter Korallen und an den Ohren Gehänge von Opal. Sie wußte nichts vom Stolz aller ihrer Bewegungen, und ihr Schreiten war das schöne Wandeln von Menschen, die in ihrem Leben noch nie Eile und Hast gekannt.

Um die Blumen am offenen Fenster schwirrten die Kolibris und flogen durch die Hütte, an Guadalupe vorüber in den Garten hinaus. Die Abendröte lag nun über der riesigen Welt vor der Tür und verklärte die Gestalten

von Enamorados, die langsam in die Nacht niedertauchten, bis sie nur noch wie blaßleuchtende Schemen am Horizont standen. In der Hütte steckten sie Talgkerzen in die eisernen Halter und setzten sich im Kreis, sich mit Geplauder die Zeit vertreibend, so gut es ging.

Guadalupe brachte einen Krug Tepache, ein aus gemahlenen Kürbiskernen bereitetes, leicht berauschendes, süßes Getränk. Don Tomas erzählte von seinen Reisen mit dem Gelehrten in Chiapas und Yukatan, und Karl sprach von den Dingen aus der weiten Welt. Die alte Mutter saß schweigend und ergeben und bestätigte nur zuweilen mit einem Nicken des Kopfes, daß sie zuhöre. Guadalupe hatte einen niedrigen Schemel herbeigebracht und lehnte dem Gast gegenüber, im Schatten des Raumes, am Herd, der wie ein Altar gebaut und mit grellroter Farbe gestrichen war. Das Holzkohlenfeuer glühte noch und knisterte. Sie sah den Fremden immer an, sprach kein Wort, und lauschte versunken den seltsamen Dingen, die er erzählte. All das waren Wunder und Märchen für sie. In ihrer einundzwanzigjährigen Einsamkeit war dies das erste Erlebnis. Abgeschlossen von aller Welt war sie hier aufgewachsen wie eine Pflanze; zuweilen ging sie mit Vater und Mutter an Sonn- und Feiertagen nach Tlaloc, um die heilige Messe zu hören. Wie eine Erscheinung aus anderen Welten war der weiße, blonde Mann in ihre Hütte gekommen, und sie erschauerte, wenn sie daran dachte, daß sein Haupt auf ihrer Hand geruht, daß sie seinen Leib berührt hatte.

Karl sorgte sich um seinen Kameraden Joe, doch er konnte nicht gehen, um ihn zu suchen. Sein Fußgelenk war angeschwollen und schmerzte, wenn er fest auftrat. Er hoffte, daß Joe Felicidad glücklich erreicht habe.

Alle Einwendungen, auf der Erde zu schlafen, ließen

die Gastfreunde nicht gelten; sie wiesen ihm den Raum der Tochter zum Ruhen an. Dort stand eine hölzerne Pritsche mit Schilfmatten bedeckt und blau angestrichen, gerade gut genug für einen abgehärteten Soldaten. Aber für ihren Gast brachten sie nun Decken, Felle und alles Weiche herbei, damit er angenehm ruhe. Sie wünschten ihm gute Nacht und zogen den Vorhang aus geflochtenem Schilf vor seine Tür. Im Wohnraum sprachen sie laut ein Gebet und gingen dann auch zur Ruhe. Das Mädchen breitete eine Matte an der Erde aus, und legte sich vor die Tür des Fremden.

Rainer sah sich in dem Raum um. In dem ärmlichen, aber reinlichen Gemach verriet alles peinliche Ordnung. Dort hingen die Gewänder Guadalupes, hier standen ihre Sandalen; ein paar naive Bildchen schmückten die Wände, und auf rohgezimmerten Tischchen und Wandbrettern lagen und standen die Geräte umher, wie sie ein Mädchen braucht. In einer Ecke des Raums war ein Altärchen errichtet, ein Gestell aus Holz mit Goldpapier und Stickereien geschmückt. Dort brannte vor einem Bildnis des Heilands am Kreuz in einer roten Ampel das ewige Licht, das seit vielen Jahren nicht mehr erloschen war. Wenn ein Docht nahe zu Ende gebrannt war, entzündete sie erst den neuen am Licht, ehe sie den alten entfernte. Um eine blaubemalte Gipsstatue der Jungfrau von Guadalupe, ihrer Namenspatronin, standen in Gläsern frische Blumen. Aus Wachs gebildete christliche Symbole lagen und standen umher, Vor dem Altar stand eine schlichte Bank zum knien und beten.

Nur die Geräusche der Natur waren hörbar. Über der Hütte rauschte der Wind in den Blättern des Pirubaums. In den nahen Ruinen schrien Eulen; in der Hürde schlug

zuweilen der Wachthund an. In tönenden Wogen sangen Myriaden Grillen und Zykaden. Durch das offene Fenster, das mit einem Laden verschlossen werden konnte, nickten Geranien und Heliothrop duftend herein, und zwischen hindurch blickte ein Stück des reinen Sternenhimmels. Karl empfand ein heimliches, süßes Gefühl des Glücks und des Geborgenseins. Menschengüte und Freundlichkeit hatten Wärme und Dankbarkeit in ihm geweckt. Ehrfürchtig blickte er zum Altärchen hinüber, wo die Symbole seines Kinderglaubens standen, mit denen er einst so vertraut war wie dieses Mädchen. Noch glaubte er die warme, bebende Hand an seinem Hinterhaupt zu fühlen. Nun ruhte er in dem ärmlichen Bett, und immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr zurück. Sie schlief vor seiner Tür an der Erde. Er hörte ihren ruhigen, starken Atem.

Früh am Morgen nahm er Abschied von den guten Menschen, die ihm das Leben gerettet hatten, er wollte rasch nach Felicidad hinabsteigen, wo Joe Silver gewiß in Sorge um ihn sein mußte.

„Guadalupe," sagte Tomas zur Tochter, „begleite unseren Gast bis an die Gartentür und zeige ihm die Richtung nach dem Cañon. Nur eine Stunde muß man bis Felicidad gehen."

Karl dankte den Alten noch einmal. Sie wünschten ihm Lebewohl und sprachen die Hoffnung aus, ihn bald wieder einmal in ihrer Hütte zu sehen. Dann wandten sie sich der täglichen Arbeit zu.

Die Tochter führte ihn durch den Garten und zeigte ihm die Richtung des Weges.

Karl fand Silver in Verzweiflung; dieser fürchtete um seinen Kameraden, den er im Sturm verunglückt glaubte; er traf eben Vorbereitungen, ihn zu suchen.

Die Wassermassen, die sich bei dem gestrigen Wolkenbruch durch die Landschaft wälzten, hatten fast ihre ganzen Anlagen zur Aufbereitung des Erzes weggerissen, weil sie zu tief am Flußbett standen. Auch ein Teil des Goldes, das Erträgnis des letzten Monats, das Silver heimlich vergraben hatte, aus Furcht, die zurückbleibenden Arbeiter möchten es stehlen, war fortgespült. Joe wollte verzweifeln, denn der Schaden belief sich auf mehrere tausend Dollars, und bis die neuen Apparate und Maschinen herbeigeschafft waren, mußte wieder ein Monat vergehen, der nur Auslagen, aber keine Einnahmen brachte. Karl nahm die Lage weniger ernst, denn die frohe Stimmung, die er aus Tomas Anayas Hütte mitgebracht hatte, hielt immer noch an.

Sie gingen von neuem an die Arbeit, um einen Teil des Verlustes wenn möglich wieder einzuholen. Neue Maschinen wurden herangeschafft, und immer tiefer gruben sie sich in den Berg hinein, dem lockenden Faden des Goldes nach. Immer noch wollten die vollen Höhlen nicht kommen, aber sie zweifelten nicht daran. Sie waren nun im Berg. Der Faden des Goldes leitete sie mit Sicherheit, und es war nur eine Frage der Geduld und Ausdauer.

„Wir graben und graben," sagte Joe, „und wenn es bis in die Hölle hinab geht. Wir müssen unser Glück hier finden und wir werden es finden. Der Stoff ist im Berg."

Im Laufe der folgenden Tage fand ein Arbeiter, der Kräuter suchte, Karls Pferd; es war zerschmettert; von Wölfen und Geiern angenagte Überreste lagen am Südabhang des Cañons. Es war in eine Tiefe von neunzig Metern gestürzt.

Eine Woche lang hielt Rainer es aus. Am Sonntag trieb ihn ein unwiderstehliches Verlangen zu Anayas

Hütte hinauf. Es war eine veränderte Welt, die er betrat, als er die Schlucht verließ. Wenige Tage nach dem gewaltigen Regen hatten genügt, die Wüsten des Hochlandes in grüne Wiesen zu verwandeln. Als wüßte alles Lebendige von der kurzen Zeit, die ihm zum Blühen und Reifen blieb, drängte es mit Macht aus der feuchtgewordenen Erde. Stengel brauchten einen Tag, um emporzuschießen; in der Nacht hing schon die Blüte daran, und in zwei Wochen platzten die Schoten. Ringsumher stiegen weiße Wölkchen empor und schwebten silbern und blendend um alle Höhen. Am Abend ballten sie sich zu Gewittern zusammen, die den Blumengarten erquickten.

Die Massen der Gebirge schienen von den Toten auferstanden und brüteten nicht mehr in der furchtbaren Sonne.

Pochenden Herzens näherte sich Karl Rainer der Hütte, die friedlich inmitten des Gartens lag. Er verschwieg sich nicht, daß es nur der Gedanke an das schöne Mädchen sei, der ihn so mächtig nach der Hütte Anayas zog. Er konnte sie nicht mehr aus seinem Gedächtnis bannen, weil ihr Bild ihn aus tausend Hinterhalten überfiel; die Reinlichkeit seines Denkens sagte ihm deutlich, daß er einer Gefahr entgegengehe.

Was sollte er tun? Der Versuchung aus dem Wege gehen? Daß sie stärker war als seine Kraft, das bewies ihm der Weg, den er eben ging. Fliehen? Doch um aus ihrer Nähe zu kommen, hätte er auch Felicidad im Stich lassen müssen, und das war unmöglich.

Im Schreiten blieb er öfter zaudernd stehen und wäre beinahe umgekehrt, bis ein Gefühl der eigenen Lächerlichkeit ihn vorwärts trieb. Der frische Morgen war voll Lebendigkeit, voll Lebenswillen. Freude lag über der Welt.

Er atmete die feuchte Luft, und heftiger pochte sein Herz. Ein Locken und Rufen erfüllte seine Seele. „Nein! Fliehen, weil das Herz ein wenig pocht ob einem schönen Geschöpf? Weil ein Unbekanntes in deinen Weg trat? Vorwärts! Alle Dinge haben ein Tor hinein und hinaus, und erst der Tod schließt das letzte zu. Man muß die Dinge herankommen lassen, irgendwie kommt man auch wieder von ihnen weg."

Von Gedanken und Gefühlen bald gehemmt, bald vorwärts getrieben, war er am Gartentor angekommen.

Guadalupe lehnte am Stamm des Piru, von Licht und Schattenflecken überrieselt, den Rücken ihm zugewandt, und blickte versunken nach Tlaloc hinüber. Sie trug ihr Feiertagsgewand, die schöne Tracht von Yukatan, wie sie auch die Mutter in der Jugend getragen. Ein weites, weißes Gewand, fast wie eine römische Toga, mit Stickereien und Bändern geschmückt, fiel ihr faltig bis auf die Füße, die nackt in Sandalen steckten.

„Guten Morgen, Señorita!" rief Karl, seinen Hut fröhlich schwenkend.

Als sie die Stimme hörte, zuckte sie zusammen und wandte sich erschrocken um. Als sie sich von ihrer Verwirrung erholt hatte, legte sie die Hand auf die Brust, verneigte sich leicht und rief zurück: „Guten Morgen, Don Carlos!"

Langsam kam sie zum Gartentor, um das einfache Schloß zu öffnen und ihn zum Eintreten einzuladen.

Staunend blickte der junge Mann auf die hohe, prachtvolle Erscheinung, die da den Garten hinwandelte.

„Sie kommen, um Vater und Mutter zu sehen?" sagte sie, ihm die Hand reichend. „Sie haben viel von Ihnen gesprochen und glaubten schon, Sie hätten sie ganz vergessen. Aber es ist heute der Tag der Heiligen Peter und

Paul. Da wird in Tlaloc Hochamt gelesen, und sie sind dorthin gegangen. Ich muß das Haus hüten, denn auch der Knabe Jonas, der Vater auf der Weide hilft, bat um Urlaub. Ich bin ganz allein."

Sie wußte nicht, was sie mit dem Besuch anfangen sollte, und war sehr befangen.

„Ist Ihre Wunde geheilt?" fragte sie.

„Sie ist vollständig heil, wie Sie sehen. Dank der guten Pflege, die Sie ihr angedeihen ließen, Señorita."

Es belustigte sie innerlich, daß der Fremde sie mit Fräulein und dem respektvollen Sie anredete; das war ihr noch nie widerfahren, aber sie hörte es gern von ihm.

„Wollen Sie sich nicht ein wenig auf diese Bank setzen? Der Piru gibt so schönen Schatten. Es muß ein garstiger Weg aus der Schlucht bis hier herauf sein. Hätten meine Eltern nur etwas von Ihrem Besuch gewußt, sie wären gewiß nicht ins Hochamt gegangen; man hätte Sie erwartet. Wir haben Sie alle recht lieb gewonnen, Don Carlos! Ich — ich bin nur so unbeholfen. Wir haben sonst nie Besuch. Vater, ja der ist in der Welt herumgekommen. Darum spricht er so gerne mit Ihnen. Sind Sie durstig? Ich will Ihnen Tepache bringen."

Es schien ihr ein guter Einfall, den Besuch zu bewirten.

Sie brachte das schönste Trinkgefäß, das sie im Hause besaßen, einen altertümlichen, silbernen Becher, der von den Großeltern der Mutter stammte. Er war alte spanische Arbeit mit der Inschrift: Recuerdos de Granada, Anno Domini 1697.

Sie reichte dem Sitzenden das Gefäß und füllte es mit Tepache aus einem großen, tönernen Krug, den sie mit beiden Armen emporhob und sich dabei leicht vornübergeneigte, während sie goß. Da fiel von ihrem Rücken einer

der schweren Zöpfe nach vorn und traf Karls ausgestreckte Hand, daß er zusammenzuckte.

Auch das Mädchen erschrak, und beide sahen sich seltsam in die Augen, wie um Verzeihung bittend.

Er bat sie, sich neben ihn zu setzen; und nachdem er getrunken, füllte er selbst den Becher aufs neue und bot ihn höflich Guadalupe.

Sie zögerte erst, sah ihn fragend und dankbar an und leerte ihn dann auf einen Zug.

Karl füllte aufs neue, und nun tranken sie abwechselnd in kleinen Zügen, während sie sprachen.

Sie plauderten von häuslichen Kleinigkeiten, von Feld und Vieh und Wetter. Das Mädchen antwortete klug auf seine Fragen und verlor die Befangenheit. Ein freudiger Glanz kam in ihre stillen Augen. Einmal fragte sie: „Fürchten Sie sich denn nicht dort unten im Cañon? Geister sollen dort umgehen. Mein Vater wußte schon vor vielen Jahren von dem Gold, doch wagte er nie danach zu graben. Der erste, der vor vielen, vielen Jahren die Ader fand, soll ein Mönch aus der Abtei gewesen sein; die Ruinen stehen auf der anderen Seite des Hügels. Er ist wahnsinnig darüber geworden. In Tlaloc wissen es noch alte Leute; alte Leute wissen dort noch Vieles und Seltsames zu erzählen."

Sie neigte sich dichter zu ihm und sprach flüsternd: „Bis heutigen Tags hört man noch nachts dumpfe Schläge in den Ruinen wie aus Gewölben kommend, eine heisere, flehende Stimme und Geräusche wie von Ketten."

„Das sind alles nur Märchen und Sagen! Es gibt keine Geister, und alles, was auf der Welt geschieht, läßt sich am Ende irgendwie auf natürliche Ursachen zurückführen. Hohlräume verstärken die leiseste Stimme des

Windes oder das Pfeifen einer Maus, das Quaken von Fröschen, daß es wie Seufzer und Klagen tönt. Steine verändern sich in den Schwankungen der Temperatur und klingen metallisch, glasig oder knisternd. Fallendes Gestein in Ruinen tönt wie dumpfe Schläge wider Gewölbe. So findet alles seine Erklärung, wenn man den Rätseln auf den Grund gehen will. Nein, Fräulein Guadalupe, an Geister dürfen Sie nicht glauben."

„Das ist alles gewiß recht klug, Don Carlos. Es mag so sein oder auch nicht; ich weiß es nicht. Aber Geister gibt es überall. Sie schweben nachts um unsere Hütte und machen seltsame Geräusche, oder sie treiben Schabernack. Sie ziehen durch die Ruinen am Hügel. Man sieht sie nachts in blauen und roten Streifen von den Sternen niederschießen. Sie wohnen in den Blumen, den Quellen, in den Bergen und in der Luft. Eine stille, unsichtbare Welt ist rings um uns her lebendig."

„Aber das ist ja Aberglaube, Fräulein Guadalupe; wahrhaft afrikanischer Aberglaube! Solche Dinge dürfen Sie nicht ernst nehmen. Sie sind nur schön als Sagen und Märchen; dort läßt man sie gelten. Es ist nur die erregte Phantasie, die aus Einbildungen Tatsachen macht."

„Ich möchte Ihnen immer zuhören, mir scheint alles klug, was Sie sagen. Aber ich weiß, was ich weiß. Gewiß, man kann sich wohl einmal täuschen. Aber ein Nagel zum Sarg macht noch keinen Toten, wie das Sprichwort sagt. Wissen Sie, daß wir Sie erst für ein Gespenst hielten?"

Rainer lachte herzlich. „Ich? Ein Gespenst? — Aber da ist ja der Beweis gegen Ihre Geister. Ich ein Gespenst! Nun, das ist lustig — ich ein Geist!"

„Es ist lustig, ja. Aber ich will es Ihnen erzählen. — Als Sie in dem furchtbaren Gewitter über den Llano ge-

stürmt kamen, mitten aus der schwarzen Wolkenmauer heraus, die Blitze links und rechts niederfielen, und der Donner brüllte, daß man die Ohren zuhalten mußte, da stand ich unter der Tür und sah Sie. So riesengroß und unheimlich erschien mir der Reiter, daß ich zu Tode erschrak, mich bekreuzigte, in die Hütte lief und rief: ‚Ein Gespenst! Ein Gespenst!‘ Unser Vater kam heraus, und auch ihm erschien die Gestalt auf dem Pferd unheimlich. Doch wie es näher kam, erkannte mein Vater, daß es ein wirklicher Mensch sei, der die Herrschaft über das Pferd verloren hatte und auf dem geraden Wege war, in die Schlucht zu springen. Dann kam alles so, wie Sie wissen. Aber als ich schon Ihre Füße ergriffen hatte, um den Ohnmächtigen oder Toten mit dem Vater ins Haus zu tragen, hatte ich immer noch Angst und sagte: ‚Wenn es nur kein verkapptes Gespenst ist, das wir da in die Hütte tragen! Der Geist des Bösen nimmt viele Formen an.‘“

Karl lachte. „Da sitzt nun das vermeintliche Gespenst neben Ihnen und unterhält sich köstlich. Ja, alles hat seinen Humor. Guadalupe, auf diesen Spaß müssen wir einen Becher leeren. Wie süß und erfrischend Ihr Wein doch ist.“

Er füllte den Becher und reichte ihn Guadalupe.

Sie trank die Hälfte, mehr gehorchend als mit Willen. Karl nahm den Becher von ihrer Hand, hielt ihn hoch und rief: „Es leben die Geister in Erde und Himmel, Luft und Wasser!“ Mit einem Zug trank er den Rest.

Erschüttert und bewundernd blickte das Mädchen zu dem Mann empor, der da mit jenem Furchtbaren verkehrte, als wären es seinesgleichen. Leise sagte sie: „Oh, ich wußte es bald. Es war ein guter Geist, den wir ins Haus getragen. Wissen Sie, daß wir Sie recht liebgewonnen haben?“

Dankend ergriff er ihre Hand.

Da errötete sie, daß das Blut noch durch die gebräunte Haut schimmerte und sie einen Schatten dunkler machte.

Sie ließen nun die Geister und Gespenster und sprachen von anderen Dingen. Sie plauderten über Blumen und Gewächse.

Guadalupe führte ihn im Garten umher, zeigte ihm ihre geliebten Blumen, die vom letzten Hagel noch ein wenig zerzaust waren, und nannte alle mit ihren Namen und ihre Eigenschaften erklärend. Als sie sah, daß ihm ihre Blumen gefielen, versprach sie ihm, durch den Hirtenknaben Jonas zuweilen einen Strauß nach Felicidad hinabzuschicken.

Plaudernd standen sie im Garten, von dem lebendigen Zaun der Kakteen umschlossen, die ganz voll roter und gelber Blütensterne hingen. Um sie her, die Ferne füllend, eine wundervolle Welt, wo in der großen Einsamkeit alle Dinge von höherer Bedeutung schienen. Aber das Schönste und Bedeutendste unter der Sonne waren doch die zwei schönen, hochgewachsenen Menschen, zwischen den Blumen stehend, von der Liebe im ersten Dämmer umgeben.

Sie nahmen im Schatten eines Feigengebüsches ein einfaches Mahl, das Guadalupe schnell bereitet hatte. Reinlich stellte sie alles auf den Tisch und bat ihren Besuch, doch ja nicht zu gehen, bis ihre Eltern zurück seien, die sich freuen würden, ihn zu sehen. Sie müßten ja bald kommen. „Vater plaudert so gern von seinen Reisen in der Welt, und wir wissen zu wenig, um ihn verstehen zu können.“

Die Vögel sangen mit Macht im Nachmittag, und die Sonne lag über der grünen, blühenden Einsamkeit.

„Da kommen sie!“ rief das Mädchen, sich erhebend und in die Richtung von Tlaloc weisend.

Dort zogen die Eltern auf Eseln reitend langsam den Pfad herauf. Sie küßten ihre Tochter an der Gartentür und begrüßten den Besuch, sich vielmals entschuldigend, daß er sie nicht zu Hause angetroffen. Dann erzählten sie von dem schönen Hochamt in der geschmückten Kirche von Tlaloc, und wie der Priester so herrlich predigte über Peter und Paul.

Sie nahmen die Körbe von ihren Tieren und legten den Inhalt auf den Gartentisch: zum Haushalt nötige Sachen und eine Menge tropischer Früchte, die Händler aus der Tierra Caliente auf dem Markt zu Tlaloc verkauften.

Da es nun Abend wurde, mußte Karl Abschied nehmen und versprach, sie bald wieder zu besuchen. Sie machten ihm aus den schönsten Früchten ein Bündel, und Guadalupe pflückte ihm einen Strauß von ihren Blumen.

Beschenkt und glücklich stieg er nach Felicidad hinab.

Guadalupe sah ihm nach, und als er sich auf der letzten Anhöhe noch einmal umdrehte und herüberblickte, legte sie ihre Hand auf die Brust. Dann ging sie in ihre Kammer, kniete vor ihrem Altärchen und betete.

Der Gewinn aus „La Felicidad“ fiel wieder einmal gering aus, aber Hoffnung und Zuversicht standen unerschütterlich.

Joe blieb beharrlich dabei: „Wir graben und graben, und wenn es bis in die letzte Tiefe hinab geht. Der Stoff ist im Berg! Wir müssen ihn haben und werden ihn finden. Immer dem Faden nach.“

Früher oder später mußten sie auf die Hauptader

stoßen, das stand sicher. Es würde eben wohl länger dauern als ein Jahr.

Die Zeit flog so unaufhaltsam; Monate schienen Wochen, Wochen Tage. Der Schacht war nun dreißig Meter tief. Dort steckten sie eingezwängt in dem feuchten Loch beim Schein von Kerzen, förderten das losgetrennte Erz und Gestein, stützten die Wände mit Brettern, Balken und Baumstämmen und trieben neue Sprenglöcher hinab, Tag für Tag den großen Augenblick erwartend, da sie auf die Bonanza stoßen mußten.

Als sie an einem Mittag den Schacht verließen, blendete sie die Sonne so stark, daß sie die schmerzenden Augen einige Zeit mit den Händen verdecken mußten. Ihre Kleider waren steif von dem feuchten, roten Lehm und klebten ihnen am Leib; ihre Gesichter, die nackte Brust und die Arme waren mit einer Lehmkruste bedeckt.

Ein Arbeiter meldete: „Da ist ein Junge angekommen und sucht Don Carlos. Er sagt, er hieße Jonas."

Karl horchte auf. Das war ein Bote von ihr.

Er eilte auf die Fahrstraße, wo ihm der Knabe einen Korb mit frischen Gemüsen gab, auf dem ein großer Strauß Blumen lag. Freudig betrachtete er sie und roch daran; auch Silver bat, seine ungeschlachte Nase hineindrücken zu dürfen.

Aufs neue stand das schöne Bild des Mädchens, das dort oben in der Einsamkeit waltete, vor Karls Erinnerung, eine Sehnsucht in ihm erweckend, sie wieder zu sehen. Er fühlte die unwiderstehliche Macht, die ihn ihr entgegentrieb.

„Joe," sagte er, „du mußt mir dein Pferd leihen. Ich möchte die guten Leutchen da oben besuchen. Weißt du, die mir das Leben retteten, ohne die ich geradeso gut Futter für Wölfe und Aasgeier geworden wäre wie mein

Pferd. Sieh nur, wie sie mich beschenken. Sie können sich in Güte und Freundlichkeit gar nicht genug tun. Sie danken mir, daß sie mir einen Dienst erweisen durften. Wie herrlich diese Gardenien duften, Joe!"

Es sah komisch aus, wie die von Schmutz und Staub starrenden Männer abwechselnd an den zierlichen Blumen rochen.

Joe fragte harmlos und mit seinem verschmitztesten Lächeln: „Sag' mal, haben deine Retter ein Töchterlein?"

Karl warf ihm beunruhigte Blicke zu. „Ja, sie haben eine Tochter. Meinetwegen könnten sie ein Dutzend haben."

Silver verzog sein Gesicht zu einer Fratze, die humoristisch gemeint war. „Oh," rief er, „komm, laß uns zum Essen gehen. Ich habe gewaltigen Hunger. Ich sage dir, ehe du dich umsiehst, werde ich drei Beefsteaks verschlungen haben."

Das Pferd wurde gesattelt; Karl wusch sich am Fluß und ritt zu Tomas Anayas Hütte hinauf. Er konnte sich nicht mehr verbergen, daß er das Mädchen liebte, und sah die Hoffnungslosigkeit ein, dagegen anzukämpfen. Es gab nur ein Mittel noch, die Flucht. Aber diesen Gedanken wies er von sich. Er war doch wohl Herr seines Willens, wie er wähnte, aber das, was ihn nun bewegte, hatte mit dem Willen nichts zu tun. Er konnte die immer wiederkehrenden Gedanken an sie nicht bannen. Er fühlte sich wie von einem Strudel gepackt und ließ sich treiben. Irgendwo würde er schon wieder festes Land unter seine Füße bekommen.

Guadalupe hörte den Hufschlag des Pferdes und eilte aus der Hütte, um die Gartentür zu öffnen, als sie sah, daß er es war. Ihr sonst so ernstes, stilles Gesicht strahlte

vor Freude. „Haben Sie das Körbchen erhalten, das wir Ihnen schickten?"

„Ja, Señorita. Ich komme, dafür zu danken."

„Das hätte Zeit gehabt; zu danken ist überhaupt nichts. Aber wir freuen uns, daß Sie da sind."

Er sprang vom Pferd, dem sie die Zügel hielt, und stand aufs neue vor dem schönen Geschöpf, das hier in der Wildnis aufgewachsen war. Und sie staunte nicht weniger über den hohen, helläugigen Mann, der alle Geheimnisse einer fernen, fremden Welt in sich trug. Sie zitterte über den Aufruhr in ihrer Brust.

Auch die Mutter kam heraus und reichte dem Fremden, vor dem sie sich klein fühlte, die Hand. „Unser Vater ist mit dem Wagen nach Tlaloc gefahren, um grünen Mais und Ziegenkäse auf den Markt zu bringen. Wir wissen nicht, ob er heute noch zurückkommt. Aber treten Sie in Ihre arme Hütte ein, Señor."

„Don Carlos," rief Guadalupe in der Hütte, „sehen Sie hier, welch' schöne Zenzontle. Ich fing sie, um sie Ihnen zu schenken, sobald sie wieder singt. Sie ist den Käfig noch nicht gewohnt, aber sie gewöhnt sich bald daran."

„Viel zu viel Gutes erweisen Sie mir, Señorita! Ich verdiene es gar nicht."

„Aber die Freude ist doch unser," sagte sie mit einer leichten Verbeugung. „Sie will singen. Sehen Sie doch, wie sie den Schnabel stellt. Ich habe sie Santita getauft. Vergessen Sie nicht, San—ti—ta! Santita!"

„Warum Santita, Guadalupe?"

„Ich habe sie in den Ruinen der Abtei gefangen; dort sang sie Tag und Nacht. Und weil sie ihr Nest in dem zerfallenen Altar gebaut hatte, habe ich sie Santita genannt. Weil sie sich den heiligsten Platz zur Wohnung und zum Singen ausgesucht."

„Aus den Ruinen stammt Santita also, die kleine Heilige. Wie lange schon hätte ich gern einmal diese Ruinen gesehen. Ist es weit bis dort?"

„Gar nicht! Dort, auf der anderen Seite des Hügels. Ich zeige Ihnen gerne den Weg, wenn Sie wollen."

„Die Sonne brennt jetzt nicht mehr so, und es ist noch eine gute Stunde, bis sie untergeht. Könnten wir jetzt nicht dorthin gehen?"

„Mutter! Mütterchen!" rief sie, ihr entgegenlaufend. „Darf ich dem Herrn die Ruinen zeigen? Er möchte sie gern sehen, und der Vater, der ihn gewiß begleiten würde, ist nicht da. Aber ich kann es ja auch tun."

Die Mutter erwiderte: „Eigentlich schickt es sich nicht, daß ihr allein so weit vom Hause fortgeht. Es ist nicht Sitte in unserem Land, aber ich habe Vertrauen zu dem Fremden. Du mußt wissen, Kind, daß die Fremden viel edler und verlässiger sind als wir. Bei uns sind die Menschen viel böser. Du magst mit ihm zu den Ruinen gehen, aber vor Sonnenuntergang müßt ihr wieder zurück sein, und der Vater darf es nicht wissen. Nichts läßt er gelten gegen alten Brauch."

„Ich danke dir, Mutter; hin und zurück wie ein Wind!"

Sie gingen am Feld vorüber, und sie zeigte und erklärte ihrem Begleiter alles. Dort, jene steinerne Mauer hatte sie fast ganz allein gebaut. Die Fruchtbäume, die schon groß waren, hatte sie einst in die Erde gesetzt, denn sie besäße eine glückliche Hand. Alles gedeihe, was sie pflanze. Der Weiher, dessen ausgehobene Erde sie einst in Säcken schaufelte, und die der Vater am Rand aufschüttete, war ganz mit Schilf bedeckt; ein paar Wasservögel flogen schreiend empor. Am Kanal, der das Wasser zu den Feldern brachte, und sich kunstvoll am Abhang hinwand, zeigte sie ihm die Plätze, wo die Fluten der Regen-

zeit fast jedes Jahr die Pfeiler einrissen, die die hölzernen Kanäle trugen.

„Oh," sagte sie, „ich könnte bald ein Schloß bauen, ein solcher Maurer bin ich."

Sie kletterten über Mauertrümmer zu dem alten Klostergarten hinab, in eine Wildnis von Ruinen, Schlinggewächsen, Büschen und Bäumen. Alles stand in voller Blüte, und die mannigfaltigsten Düfte erfüllten die Luft.

Als sie über die Trümmer kletterten, reichte er ihr die Hand, die sie bebend ergriff. „Oh! Wie bin ich erschrocken! Ich zittere. Es gibt auch Klapperschlangen hier; überall raschelt es. Ich fürchte die Schlangen."

Kühle, duftende Schatten waren um sie her gelagert, und aus allen Dingen atmete Schwermut und Süßigkeit. Da standen noch alte Bäume, die sonst hier nicht heimisch sind; ihre jungen Wurzeln zogen einst aus dem Boden Europas oder Asiens ihre Nahrung. Hier lebten sie ihr zähes Leben zu Ende, wie Verschollene, in fremdem Boden und Klima zur Unfruchtbarkeit verdammt. Uralte Rosenbüsche bildeten undurchdringliche, blühende Dickichte. Zypressen, von den Ufern des Mittelmeers einst hierher verpflanzt, bildeten einen schwarzen, verwilderten Hain. Gartenblumen, von frommen Pilgern und Mönchen aus Europa herübergebracht, und denen das Klima bekam, hatten sich stark vermehrt und wuchsen nun schon weit von den Ruinen entfernt an günstigen Stellen draußen ins Blaue. Sternen- und Glockenblumen standen hoch auf den Trümmern zwischen Kakteen und steifem Gras. Die starke Quelle, die einst in ein marmornes Becken gefaßt war, floß ungeregelt in kleinen Rinnsalen über die schräge Fläche des alten Gartens, ihn bewässernd. Vögel wohnten zu Tausenden in der stillen Oase und

hatten ihre Nester in den Bäumen im Gebüsch und den Ruinen. Sie waren nun alle lebendig und lärmten und sangen im kühlen Abend. Zenzontles flöteten lieblich, und die Eulen klagten. Fledermäuse gaukelten jagend umher, und über den Blütenmassen schwirrten die Kolibris in blitzenden Punkten. Bienen und Hummeln waren noch emsig bei der Arbeit.

Karl und Guadalupe ließen sich auf einer der umgestürzten Statuen am Wasser nieder, das kristallklar zwischen grünlich gewordenen Marmortrümmern floß.

Mit schwerem Herzen blickten sie umher auf die versunkene Pracht. Mächtige Säulengänge und Bögen kündeten von einstiger Schönheit, und Mauernreste von gewaltiger Stärke zeugten vom Willen, für die Ewigkeit zu bauen. Erdbeben hatten den Glockenturm in spanisch-maurischer Art, der noch ziemlich gut erhalten war, schief auf die Seite gelegt. Von den Fenstern der einstigen Klosterzellen hingen die verrosteten, verbogenen Eisenstäbe der ehemaligen Gitter herab. Aber die dort einst lebten, waren längst verschollen. Erschütternde Seelenkämpfe waren ausgelöscht, als wären sie nie gewesen. Weihrauch, Gebete, brausende Orgeln und Tedeums waren verklungen wie der Hall einer Woge in Felsenhöhlen am Weltmeer.

Durch die Bäume und Gebüsche sahen sie die hohen Gebirge vor sich: die Sierra de los Gigantes, Castillos Encantados, El Rey und die Enamorados. Einsam ragend standen Steinfiguren im Spiel leuchtender Farben des Abends. Riesig, mit seinen Häuptern noch in die wagrechten Strahlen der schon unsichtbaren Sonne tauchend, ragte das Bergmassiv, und die zwei Gestalten schienen der Sonne nachzublicken.

„Sehen Sie dort den Berg mit den zwei Gestalten

darauf?" fragte Guadalupe. „Das waren einst lebendige Menschen. Die Leute von Tlaloc wissen die Geschichte noch. Sie wissen manche Geschichte von diesen Ruinen und von den Dörfern, die einst hier umher gestanden. Sie sind zerfallen, verschwunden und vergessen. Man sieht kaum ihre Spuren noch. Im Sand sind sie vergraben; Büsche und Gras wachsen darüber."

Da Karl gedankenvoll in die Weite blickte und schwieg, fing sie aufs neue zu plaudern an. „Es war in diesem Kloster ein Mann aus einem fernen Land hierhergekommen, den böse Liebe in die Einsamkeit und zu Gott getrieben. Er hatte ein Gelübde abgelegt, auf ewig der Welt zu entsagen. Aber die Frau, vor der er geflohen, wollte nicht von ihm lassen und folgte ihm über das Meer. Sie verkleidete sich als Mann und fand Aufnahme hier. Auch sie legte das Gelübde ab. Der Mönch erkannte sie aber beim feierlichen Umzug zum Tedeum; da erfaßte ihn die alte Liebe. Sie waren Freunde geworden und sangen so wunderbar, daß alle über sie staunten und sie liebten. Aber in ihrer Zelle hausten sie in gottloser Liebe, bis sie entdeckt und lebendig verbrannt werden sollten. Aber sie entkamen aus ihrem Kerker auf einen Berg. Die Verfolger, die ihre Flucht bemerkt hatten, eilten hinter ihnen her. Sie hatten schon die Höhe erreicht, als vor ihnen der Berg jäh in die Tiefe stürzte und der Abgrund ihnen den Weg verlegte. Immer näher kamen die Verfolger. Den Fliehenden war der Weg abgeschnitten; wissend, daß sie verloren waren, umfaßten sie sich und wollten in den Abgrund springen. Ein gewaltiges Erdbeben entstand, daß viele Gipfel von den Bergen brachen. Blitz und Donner und Schwefeldämpfe erfüllten die Nacht, daß die Verfolger entsetzt zurückflohen. Die zwei Sünder aber wurden am Abgrund in Steinsäulen ver-

wandelt zur ewigen Warnung aller gottlosen Liebe. Doch sind sie nur äußerlich Stein. In ihrem Innern schlägt das lebendige Herz bis zum Jüngsten Gericht, und alle hundert Jahre dürfen sie sich küssen in der Osternacht. Wer mit reinem Herzen dann in der Nähe ist, hört sie singen. Sehen Sie nur, wie glühend rot sie auf einmal geworden sind. Wie von Flammen umgeben. Die Sonne ist untergegangen, Don Carlos. Wir müssen zurückkehren. Wir müssen uns beeilen, wenn wir noch etwas sehen wollen. Kommen Sie!"

Sie schritten durch blühendes Gesträuch, das graue Leichensteine halb verhüllte. An Inschriften erkannte man noch einzelne Buchstaben.

Beide empfanden ein schweres Glück. Er nahm sie bei der Hand, und sie ließ sich gerne leiten. Er sah nicht den Blick tiefster Dankbarkeit dafür, daß er sie, das arme Mädchen, so freundlich bei der Hand führe.

„Alles, alles ist zerstört, gestürzt, gestorben und verdorben. Gott im Himmel nur weiß, warum alles so ist!"

Ergriffen von der Tiefe und Wahrheit ihrer Worte drückte er ihre Hand noch fester.

Sie kamen durch das einstige Refektorium, durch weite Säle und Hallen ohne Dach, in denen Bäume wuchsen und die Mauern zerbrachen. Keller mit zerbrochenen Gewölben gähnten dunkel herauf, daß sie an Geister und Gespenster denken mußte und sich noch dichter an seine Seite hielt. Er fürchtete ja keine Geister. Weder die der Erde noch die der Sterne. Bei ihm war Schutz.

Sie kamen zu einer Kapelle; die runde, mit farbigem Mosaik eingelegte Kuppel stand noch.

„Hier ist's, wo ich Santita fing!" rief Guadalupe. „In dieser Kapelle sang sie Tag und Nacht; dort war ihr Nest. Ich will es Ihnen zeigen."

Sie traten ein. Alles lag in Trümmern; die Statuen und Verzierungen des Altars waren zerfallen. Auf den Stufen des Altars wuchsen Blumen und Kakteen; an der Kuppel hingen Schwalbennester, und wilde Bienen bauten ihre Honigwaben unter den ausgespreizten Flügeln eines marmornen Engels, der hoch oben in einer Wandnische mit gefalteten Händen kniete. Von Inschriften und Bildern an den Wänden waren nur noch verwischte Zeichen und farbige Flecke zu sehen. Ein Jüngstes Gericht war zu einer phantastischen Wolke verblaßt, in der ein paar Leiber und Glieder schwebten. Vom Paradies waren noch gemalte Felsen übrig, und der Baum war noch zu erkennen, an dem die Schlange hing, die zu Eva sprach.

Es waren nur die Trümmer eines Altars, und doch bog Guadalupe in Ehrfurcht ihr Knie, als sie vorüberschritt.

„Sehen Sie, dort sitzt noch die andere Zenzontle und scheint ganz traurig, oder sie schläft schon. Es ist das Weibchen von Santita. Aber da die Weibchen nicht singen, fing ich nur die eine. Armes Tierchen. Ich will dich mitnehmen und Santita bringen.“ Aber der Vogel ließ sich nicht greifen und flog fort. Guadalupe folgte ihm, und Karl setzte sich auf die Stufen des Altars nieder. Groß und schön in der Dämmerung stieg sie zu einer Nische empor. Der Vogel ließ sich nicht haschen und flatterte nun in eine Nische. Guadalupe spähte in die dunkle Öffnung, ob sie den Vogel zu greifen vermöge, als sie plötzlich mit einem Schrei rückwärts taumelte. Eine aufgescheuchte Eidechse war herausgeschossen, und ihre in der Dämmerung schon stark erregte Einbildung hatte darin ein Ungeheuer gesehen. Mit abwehrenden Armen kam sie rückwärts die Stufen herabgetaumelt, und Karl

sprang empor, die Stürzende zu halten. Sie stürzte so jäh in seine Arme, daß er selber schwankte und sie mit äußerster Kraft anfassen mußte. Als sie sich berührten, fühlte sie die Liebe des Mannes in seiner starken Umarmung, und hilflos überließ sie sich ihm. Lippe auf Lippe gepreßt, sanken sie nieder und hielten sich in Schauern der Seligkeit umschlungen.

Draußen war die Sonne untergegangen; die blauen und violetten Massen der Gebirge umhüllte das Dunkel. Von den Häuptern der Enamorados war die Abendröte verschwunden; schwarz und riesig standen sie gegen die Sterne. Die Vögel waren still geworden. Die Kolibris schliefen in großen Blumen. Vom Glockenturm flatterten rufende Eulen herab, Sterne leuchteten am dunkelblauen Nachthimmel, und ihr Licht brach durch die Fensterhöhlen der Kapelle, wo der blasse Schimmer sich über die Liebenden breitete. Eulen und Fledermäuse schwirrten ins Freie.

Guadalupe klagte: „Es ist finstere Nacht geworden, und die Mutter wartet. Und vielleicht auch der Vater. Laß uns eilig gehen."

„Ja, wir müssen gehen. Ich wollte, sie mauerten uns beide in ein Gewölbe ein. Oder wir wären die Gestalten dort oben und ständen dort in alle Ewigkeit! Was soll aus uns werden, Liebste?"

Mit innigen Augen blickte sie ihn an. „Wie gut ist Gott. Aus einer anderen Welt hat er dich hierhergeführt, daß auch ich glücklich sei im Leben. Küsse mich. Wir werden nicht mehr so leicht allein sein."

Umschlungen, wie in Träumen versunken, gingen sie an Bäumen, Ruinen und Grabmälern vorüber den Weg zur Hütte hinab.

Staunen war in ihnen, wie plötzlich es gekommen war,

und wie hilflos die Macht der Liebe sie gefunden. Der Vater war zurückgekehrt und wartete unruhig. Er grüßte Karl freundlich, und nötigte ihn, mit der Familie zum Abendbrot zu Tische zu sitzen.

Dann hielt es Karl nicht länger in der engen Hütte. Guadalupe blickte ihn an, als müßte sie von neuem in seine Arme sinken.

Als er gegangen war, lehnte sie immer noch am Pirubaum und blickte dem Schatten nach, der draußen im Llano verschwand, bis sie der Vater rief. Erschüttert von dem Wunderbaren, das über sie kam, kniete sie vor ihrem Altärchen nieder, betete und dankte für das große Glück, das ihr heute widerfahren.

(Fortsetzung folgt)

Vulkanausbrüche in alter und neuester Zeit

Von Dr. Rudolf Mürting / Mit 14 Bildern

Wir leben wieder einmal in einer Zeit, wo man es liebt, naturwissenschaftlich schwer faßbare Vorgänge in möglichst einfacher Weise zu erklären. Darum sind gewisse Schriften so beliebt, deren Verfasser alles so schlicht zu behandeln verstehen, daß der überraschte Leser sich gar nicht wundert, wie wenig Kenntnisse nötig sind, um die kompliziertesten Zusammenhänge zu begreifen. Allerdings steht es um derartige Erklärungen meist nicht besser als mit den Wettervoraussagungen des hundertjährigen Kalenders. Diesen Regeln liegt der ebenso einfache als unsinnige Gedanke zugrunde, das Wetter wiederhole sich nach einem Ablauf von hundert Jahren in derselben Folge. Ebenso wertlos war die seinerzeit von Rudolf Falb aufgestellte Behauptung, es gäbe gewisse kritische Tage, an denen die Wetterlage sich ändern sollte, und zwar mit unbedingter Sicherheit. Diese Theorie rief in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht geringes Aufsehen hervor, und jedermann bestimmte nach dem öden Schematismus dieser Krisenlehre das Wetter. Durch ihre Einfachheit war die Lehre von den kritischen Tagen in breiten Schichten beliebt. Falb behauptete weiterhin, daß auch Erdbeben und Vulkanausbrüche mit der jeweiligen Stellung des Mondes zusammenhängen sollten. Man glaubte an diese Theorie umso lieber, als die Erscheinungen von Ebbe und Flut zum Vergleich bequem herangezogen werden konnten. Falb war einer der letzten Astrologen, nach

deren Annahme die Witterungsvorgänge von den Gestirnen im weitesten Sinne beeinflußt werden sollten. In seiner Aufstellung der kritischen Zeit für Erdbeben- und Vulkanausbrüche war Falb gleichfalls von einer uralten Theorie ausgegangen. Alexis Perry in Frankreich hatte die Idee vertreten, daß die Erdbeben und Vulkanausbrüche durch Ebbe und Flut des feuerflüssigen Erdinnern entständen. Auch Falb nahm an, daß sich im Erdinnern ein Meer glühend-flüssigen Gesteins befände, das, ähnlich wie das Wasser des Meeres, seine Ebbe- und Flutzeiten nach der Stellung des Mondes wechseln müsse. Werden diese Fluten nach der einen Seite der Erde gezogen, während auf der anderen Ebbe herrscht, erzeugen sie Erdbeben, wenn sie mit größerer Kraft an die festen inneren Wandungen der Erde geschleudert werden. Auch diese Theorie empfahl sich wegen ihrer leichten Faßlichkeit; man brauchte sich gedanklich nicht besonders anzustrengen, um Falb folgen zu können. Seine Wetterlehre von den kritischen Tagen verschiedener Ordnung erlangte aus gleichen Gründen großen Beifall. Allerdings erlitt die phantastische Krisenlehre gerade durch ihre weite Verbreitung einen schweren Stoß. Da Tausende sich damit befaßten, kam man allmählich doch dahinter, wie wenig diese Theorie der Wirklichkeit entsprach. Der Prophet überlebte seinen lauten Ruhm nicht. Soweit sich die wissenschaftliche Forschung mit diesen Behauptungen beschäftigte, ergab sich durch sorgfältigste statistische Vergleichung von mehr als hunderttausend Einzelerdbeben, daß ein Zusammenhang mit Falbs kritischen Tagen nicht bestand. Falb hätte ebenso leicht behaupten können, jeder dritte Tag sei als irgendwie „kritisch" anzusprechen. Bedenkt man, daß auf der ganzen Erde zwei- bis dreihundert Vulkane tätig sind, so wird es begreiflich, daß

für die Falbschen Voraussagen nur zu leicht irgend ein „Treffer“ möglich werden konnte. So hatte er für 1896 Erdbeben und Vulkanausbrüche in Peru und Ostindien vorausgesagt und den 28. September und 8. Oktober als die kritischen Tage bezeichnet. Als dann schon um Mitte August der Colima in Mexiko in Tätigkeit geriet, übersahen die Gläubigen gerne die große Differenz. Hauptsache war ja doch, daß überhaupt ein Erdbeben gemeldet werden konnte. Es steht eben bei aller Wahrsagung immer ein annähernder Treffer gegen hundert falsche Behauptungen; diese werden vergessen, der Zufallstreffer aber gemerkt.

Falb ist tot. Aber neue Propheten leben und stiften mit viel gringerem Wissen, als dieser phantasiereiche Mann besaß, Unruhe. Kaum wurde in der ersten Augustwoche 1920 die erneute Tätigkeit des Popocatepetl in Mexiko gemeldet, der nach vielhundertjähriger Ruhe am 21. Oktober 1920 Lava und Asche in gewaltiger Menge auswarf, da begannen die Künste der Wahrsagung. Sprach man auch nicht mehr offen von der alten Feuerflut- und Ebbetheorie, so prophezeite man doch sofort weitere Erdbeben für jene Vulkangebiete, die auf dem Erdball Mexiko „gegenüberlagen“. Werden nun vor einem großen Publikum solche Behauptungen in einer Sprache vorgetragen, die ungefähr den Eindruck wissenschaftlicher Ausdrucksweise hervorruft, dann finden sie trotz ihrer gedanklichen Unsinnigkeit rasche Verbreitung.

Wie steht nun die ernste Forschung zu dem großen Problem des Vulkanismus? Sind die Erklärungen von dieser Seite so einfach? Nein! Der seinem Forschertrieb leider zu früh zum Opfer gefallene Geologe Wilhelm von Knebel schrieb: „Die Kenntnis der vulkanischen Gebilde, ihres Aufbaues, ihrer Entstehung ist die Grundlage, das S i ch e r e; die Deutung dagegen nur Hypo-

thesen (das heißt: vorausgesetzte, unerwiesene Annahmen). Diese haben sich aber oft als irrig herausgestellt; vermessen wäre es, anzunehmen, daß die jetzigen für alle Zeit gültig seien."

Da es hier nicht möglich ist, den augenblicklichen Stand der Lehre vom Vulkanismus umfassend darzustellen, muß ein kurzer Hinweis genügen. Man nimmt an, daß in der aus Eruptivgesteinen und Sedimenten bestehenden Erdrinde, der sogenannten Panzerdecke der Erde, die Herde des Vulkanismus zu suchen sind. Darunter folgt der glutflüssige Teil und im Innern der gasförmig zu denkende Erdkern, wobei die Annahme möglich ist, daß durch den hohen Druck Gase wie Flüssigkeiten die Eigenschaften fester Körper annehmen.

Daß die vulkanischen Massen nicht der glutflüssigen Zone entstammen, dafür spricht die ungleichmäßige Verteilung der Vulkane, die nicht in jener überall verbreiteten Tiefenzone wurzeln können. Wenn überhaupt aus dem flüssigen Erdinnern vulkanische Ausbrüche noch zur Oberfläche gelangen könnten, müßten sie in Anbetracht der kolossalen Massen, welche durch die Eruption erschüttert würden, furchtbare Ausdehnungen annehmen. Von keiner der bekannten vulkanischen Katastrophen kann man solches voraussetzen, und es ist in hohem Maße unwahrscheinlich, daß aus jener so großen Tiefe vulkanische Eruptionen überhaupt noch hervorbrechen können.

In den alten Perioden der Erdgeschichte, als die Erstarrungskruste noch nicht so stark war, kamen vulkanische Eruptionen aus dem glutflüssigen Innern häufig vor. Nachdem die Erdkruste immer mehr erstarrend sich verdickte, konnten die vulkanischen Ereignisse vom zentralen Kern nicht mehr ausgehen. Im Verlaufe der Bildung der Erdschichte ist denn auch ganz unzweifelhaft das

Abnehmen der vulkanischen Kräfte feststellbar. Vulkangeologische Studien führten in manchen Ländern zu dem Ergebnis, daß der Herd des Vulkanismus sehr nahe der Erdoberfläche gelegen sein müßte. Das bestätigte sich auch anderwärts.

Da der Pazifische Ozean von zahlreichen Vulkanen umgeben ist, nahm man an, daß durch Spalten das Meerwasser bis in jene Zone hinabdringen könne, in der sich die Feuerherde des Vulkanismus befinden. Durch Vergasung des Wassers bei den dort herrschenden hohen Temperaturen erfolgten nach dieser Annahme Explosionen, welche zur Bildung der Vulkane führten. Nun liegen diese Vulkane oft weit von den Küsten entfernt, und die Auffassung, daß das Meerwasser gelegentlich Hunderte von Kilometern durch Spalten landeinwärts vordringen, ist in hohem Maße unwahrscheinlich. Mehr als zweifelhaft ist es aber auch, daß bei dem ungeheuren Gewicht der Gebirgsmassen sich Spalten bis in so große Tiefen hinab klaffend erhalten könnten, so daß es dem Meerwasser möglich wäre, unbehindert einzudringen. Wäre diese Annahme richtig, dann müßten wohl auch die Vulkanausbrüche in einer gewissen Regelmäßigkeit erfolgen. Dem entsprechen jedoch die Tatsachen keinesfalls. Die völlige Unregelmäßigkeit der vulkanischen Tätigkeiten beweist daher ganz besonders die Haltlosigkeit dieser immer noch vertretenen Theorie, wonach eindringendes Meerwasser das Auftreten von Vulkanen bedinge. Es besteht jedoch noch ein weiterer Einwand gegen diese Theorie: das Gebirge der Anden, das den ganzen amerikanischen Westkontinent der Länge nach durchzieht, zeigt überall gleichmäßige Verhältnisse. Trotzdem aber sind die Vulkane, wie namentlich der bekannte Vulkanforscher A. Stübel dargetan hat, nur auf einzelne Ge-



Der Popocatepetl, 5420 Meter hoch, mit einem noch rauchenden Krater von 5 Kilometer Umfang.

biete, keinesfalls aber, wie vielfach fälschlich behauptet wird, auf den gesamten Gebirgszug verteilt. Aber auch die Verteilung der Vulkane auf der ganzen übrigen Erde spricht gegen die obige Annahme. In keinem Fall kann das Meer irgendwelchen unmittelbaren Einfluß auf das



Ein Teil von Mexiko mit dem Popocatepetl.

Auftreten der Vulkane haben. Ebenso unabhängig wie vom Meere sind die Vulkane aber auch von dem Umstande, ob an der Erdoberfläche Spalten im Gebirge vorhanden sind. Allmählich erkannte man, daß Vulkane ebensowohl in spaltenfreien als auch in geborstenen Gebieten auftreten können. Oft fand sich, daß der Vulkanismus in unmittelbarer Nachbarschaft einer Spalte zutage trat, ohne diese zu benützen.

Der neueren Forschung sind die Erdbeben- und Vulkangebiete der ganzen Welt ziemlich genau bekannt, aber

man ist weit davon entfernt, auf Grund von Annahmen so einfache Theorien auszuhecken, wie sie früher beliebt waren. Heute gelten im wesentlichen die Erklärungen A. Stübels. Er nahm an, daß nach Bildung der ersten dünnen Erstarrungskruste der Erde der Vulkanismus oft



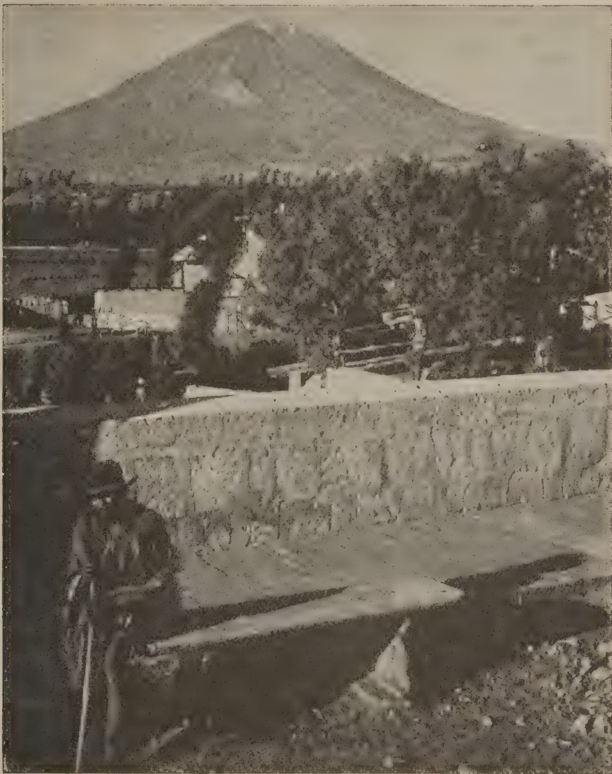
Der Vulkan Colima.

hervorgetreten sei und schließlich im Verlaufe von nach Menschenbegriffen endlosen Zeiträumen gewaltige Massen geschmolzenen Gesteines zutage gefördert habe. Diese Massen bilden eine Schicht, die wie ein Panzer die Erde in einer Mächtigkeit von vielleicht vierzig Kilometer umgibt. In dieser Decke haben sich die großen Massenergüsse in glutflüssigem Zustande erhalten, während um solche herum weniger bedeutende Eruptivmassen erstarrten. Aus derart gewaltigen Ergüssen jener Vorzeit würden sich dann die peripherisch gelegenen Vulkanherde gebildet haben. Stübels Theorie ist die einzige, die allen Tat=

sachen gerecht wird; sie wird dauern, solange weiterhin festgestellte Tatsachen ihr nicht widersprechen. Für die ernste Forschung ist wichtig, vor allem gut und treu zu beobachten und aus dem einwandfrei Wahrgenommenen Schlüsse zu ziehen.

Leider bietet sich dazu in unserer Zeit wieder Gelegenheit. Seit der ersten Augustwoche 1920 regte sich in Mexiko der 5420 Meter hohe Popocatepetl. Mitte Oktober des gleichen Jahres kam es zu so gewaltigen Lava- und Aschenausbrüchen, daß sich die umwohnende Bevölkerung in wilder Flucht der Gefahrzone entzog. Der malerische Bergkegel, höher als der Montblanc, erhielt von den Altazteken den Namen „rauchender Berg". Als Wahrzeichen der Hauptstadt von Mexiko ragen die beiden gewaltigen Berge, der Popocatepetl, ein Vulkankegel von wundervoll regelmäßiger Form, und der langgestreckte, wildgezackte Bergrücken des Iztaccihuatl aus dem Hochplateau nahezu unvermittelt in die Region des ewigen Schnees empor. Das sind aber nicht die einzigen Vulkane des zentralamerikanischen Gebietes, die Kette beginnt mit dem Tuxtla, der sich unweit der Küste des Golfes von Mexiko erhebt, und läuft quer durch das Festland nach Westen bis zum 4300 Meter hohen Colima. Dieser und der Jorullo durchschneiden die Kordilleren, während der Nevada de Toluca, der Popocatepetl und Iztaccihuatl längs der Küste sich erheben und der Orizaba und Tuxtla an ihrer Ostseite liegen. Der hundertdreißig Kilometer von der Meeresküste entfernte Jorullo erhob sich im Jahre 1759 vor den Augen der entsetzten Bevölkerung aus einer fruchtbaren Ebene, die sich aufwölbte und spaltete. Züngelnde Flammen brachen hervor, ehe der Vulkan entstand.

Im südlichen Teil Perus ragt der gewaltige, mit



Der Vulkan Sucahuaya oberhalb Arequipa.

ewigem Schnee bedeckte Vulkan Sucahuaya, einer der bestbekannten Bergriesen der Kordilleren, ungefähr sechstausend Meter hoch empor. Die zu seinen Füßen liegende Stadt Arequipa wurde 1600 und 1868 durch schwere Erschütterungen dem Boden gleich gemacht, aber immer wieder neu erbaut.

Dem Hochland von Peru benachbart, liegen in Ecua-

dor gewaltige Feuerberge, darunter der viertausend-siebenhundert Meter hohe Pichincha, aus dessen Krater unaufhörlich eine weiße Dampfsäule aufsteigt; im Jahre 1797 fiel die Hauptstadt Quito einem Ausbruch fast völlig zum Opfer. Andere Vulkane reichen dort noch höher über die Schneegrenze auf, darunter der sechstausenddreihundertzehn Meter hohe Chimborasso, dessen längst untätiger Krater ganz von mächtigen Gletschern umgeben ist. Doch der höchste aller tätigen Vulkane Ecuadors, nächst dem Chimborasso der Erde überhaupt, ist der Cotopaxi, dessen letzter großer Ausbruch im Jahre 1877 stattfand.

Trotzdem zwanzig Jahre vergangen sind, dürfte die gewaltige Katastrophe des Mont Pelé im nördlichen Teil der Antilleninsel Martinique noch nicht ganz vergessen sein. Der alte, 1350 Meter hohe Vulkan, der seit 1851 völlig geruht hatte, war bis zum Gipfel mit tropischer Vegetation bedeckt. In seiner alten Kratereinsenkung spiegelten sich die Wände in einem See, der klares, kaltes Wasser enthielt. Nur an wenigen Stellen des Berges drangen aus Spalten schweflige Dämpfe hervor. Eine Erscheinung, die auch an anderen ruhenden Vulkanen nicht ungewöhnlich ist. Der Mont Pelé hat die Höhe des Vesuvs und die Stadt Saint-Pierre liegt kaum weiter davon entfernt als Neapel von seinem Vulkan. Da drangen Mitte April 1902 zuerst leichte Auspuffungen von Wasserdämpfen hervor. Am 24. April entstieg dem Gipfel eine schwarze, aschenbeladene Dampf- und Rauchwolke. Seitdem steigerten sich täglich besorgniserregende Erscheinungen; leichte Erdbeben und starkes Getöse beunruhigten die Bewohner der Insel. Am 5. Mai floß an der Nordseite ein Schlammstrom herab und vernichtete viele Pflanzungen. Drei Tage danach entquoll bei völlig



Der Vulkan Cotopaxi in Ecuador, bei 5943 Meter Höhe der höchste aller tätigen Vulkane der Erde, mit spitzem Schneekegel.

klarem, heiterem Himmel dem Vulkan eine senkrecht aufsteigende Wolkensäule. Um acht Uhr morgens aber riß unterhalb des alten Kratergrundes der Boden auf. Unter



Der Ausbruch des Mont Pelé am 8. Mai 1902.
Die Rauchsäule, die dem Krater entstieg, erreichte mehrere tausend Meter Höhe.

heftigen Detonationen brach aus der Bresche in wagrechter Richtung eine von Blitzen durchzuckte, von glutheißen Dämpfen und giftigen Gasen erfüllte Wolke hervor, die sich rasch aufblähte und etwas nach abwärts

gerichtet sich immer weiter ausdehnend in heftig wirbelnde Bewegung geriet. Mit rasender Schnelligkeit wälzte sich diese „schwarze Wand“ als unheilbringende Masse den Berg hinab. Als in den Talwänden die glühenden, sich immer jäher ausdehnenden Aschen- und Dampfmassen nicht mehr Raum fanden, strömten sie über die Talum-



Saint-Pierre mit dem Mont Pelé vor der Zerstörung.

randungen weg, bergabwärts auf die an dessen Fuß liegende blühende Stadt Saint-Pierre zu nach der Meeresküste. Die ungeheuere Wolke bestand aus einem Gemisch von glühendem Sand, Asche und Gasen, darunter hauptsächlich überhitzter Wasserdampf. In wenigen Minuten kamen in der Stadt 28 000 Menschen und alle Lebewesen um. Von den Gebäuden ragten nur noch Trümmer empor. Die Gase waren so heiß, daß man die Leichname der Verunglückten vollständig ausgetrocknet

fand; unter der pergamentartigen Haut ließen sich nur noch die Knochen erkennen. Die enorme Temperatur der „schwarzen Wand" hat man auf eine Anfangshöhe von mehr als tausend Grad berechnet. Nach einem Wege von sieben bis acht Kilometern muß sie noch sieben- bis vierhundert Grad heiß gewesen sein, denn in der Stadt ist eine Flasche gefunden worden, deren Hals durch Schmelzung seitlich in der Richtung der Glutwolke abgebogen war. Da Flaschenglas bei etwa siebenhundert Grad schmilzt, so muß die Temperatur dieser vernichtenden Wolke mindestens diesen Hitzegrad besessen haben. Sapper berichtete einzelne Fälle, die bezeugen, wie ungeheuer rasch die tödlich wirkende Wolke dahinflog. Auf der Reede lag ein Schiff. An Bord befand sich in einer Kajüte eine Frau mit zwei Kindern und einem Mädchen, das der Dame eben ein Kleid geben wollte, als durch das offene Kabinenfenster der Gluthauch eindrang. Die Mutter drückte die beiden Kinder an sich und starb sofort mit ihnen, während das Mädchen sich das Kleid um den Kopf schlang und dadurch gerettet wurde.

In der Stadt war der einzige Überlebende ein Gefangener, der in einer tiefgelegenen Zelle untergebracht war. Er kam mit schweren Brandwunden davon, die der durch die Ritzen der Türe eingedrungene Gluthauch verursacht hatte. Daß bei solchen Hitzegraden die gesamte Vegetation zugrunde ging, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Die Zerstörung der Stadt erfolgte nicht durch ein Erdbeben. Der ungeheuere Luftdruck der Wolke, die mit etwa hundertfünfzig Meter Geschwindigkeit in der Sekunde über die Stadt hingetrieben wurde, riß alle Mauern ein, die sich ihr der Breite nach entgegenstellten. Bei einer Druckgewalt von etwa 1900 Kilo auf den Quadratmeter mußte alles in der Richtung der Wolke

Liegende zerstört werden. Bei dem unheilvollen Ausbruch des Mont Pelé floß keine Lava. Es handelte sich im wesentlichen um Wasserdampf, der sich im Laufe der Explosion aus seinen Grundelementen: Wasserstoff und Sauerstoff gebildet haben kann. Aus den Tiefen des Ozeans, wie man nach veralteter Auffassung annahm,



Das zerstörte Saint-Pierre, Ansicht von Süden.

stammte das in Dampf verwandelte Wasser nicht. Es ist das Produkt allmählicher Entgasung. Wie so viele Schmelzflüsse, so enthalten auch die Massen im Innern der Erde große Gasmengen, die während der Eruption frei werden.

Einige Zeit nach dem Zerstörungswerke ragte aus dem Krater ein langsam senkrecht emporgepreßtes Gebilde aus verhärteter Lava empor. An manchen Tagen hob sich diese „Nadel“ um zehn Meter. In der Nacht sah man die Glut durch Spalten schimmern. Zuletzt ragte die Masse

gegen fünfhundert Meter über den Kraterboden und dreihundertsechzig Meter über den Berg empor. Da weitere teilweise heftige Ausbrüche des Mont Pelé in den nächsten Monaten folgten, war diese Nadel häufig von Wolken umhüllt. In sich zusammenstürzend bedeckte sie mit ihren Trümmern den Boden des Kraters.



Saint-Pierre auf Martinique kurz nach der Zerstörung.

Wenige Tage nach der Katastrophe auf der herrlichen Insel Martinique erfolgte am 13. Mai 1902 ein verheerender Ausbruch des vegetationslosen und mit vulkanischen Auswurfsmassen bedeckten Colima, der zu den unruhigsten Vulkanen Mexikos gehört und seit 1920 wieder stärker tätig zu werden begann.

In dem an Naturereignissen so überreichen Jahre 1902 machte sich auch der Vulkan Santa Maria in Gua-

temala, der seit langer Zeit erloschen schien, bemerkbar. Seit dem 18. Januar spürte man bis zum Oktober da und dort starke Erdbeben. Am 24. Oktober bildete sich an dem alten Vulkan anfänglich eine kleine Öffnung, aus der die hochgespannten Dämpfe so laut entwichen, daß man es mehrere Stunden weit hörte. Dieses schreckliche Getöse währte etwa fünf Minuten. Da brach nach zwei Stunden eine von starken elektrischen Entladungen durchzuckte riesige Aschensäule hervor, die unter fortwährenden Wirbeln bis zur Höhe von mehr als zehn Kilometern emporstieg. Gewaltige Blitze, starke Donnerschläge, rote und grüne Lichterscheinungen folgten einander; andauernd erzitterte der Berg unter immer heftiger werdenden Explosionen. Am 25. Oktober, um ein Uhr früh, begann ein gewaltiger Steinhagel, der fast achtzehn Stunden währte. Tiere und Menschen gingen zugrunde und die Vegetation wurde unter einer starken Decke begraben. Die Eruptionen fanden erst am 5. November ihr Ende. Die ausgeworfenen Aschenmassen bedeckten eine Fläche von 280 000 Quadratkilometer bei einer Masse von über fünfzig Kubikkilometern Inhalt. Weithin schien alles wie mit Schnee bedeckt. Aber das war nicht der winterliche Schutz der Saaten und Gewächse, sondern eine alles Leben fast gänzlich vernichtende Aschendecke. Wird die aus den zerplatzten Gesteinsarten entstandene Asche wie im letzteren Falle bis zu zehn Kilometern emporgewirbelt, so läßt sich annehmen, daß sie oft von bewegten Luftschichten noch weit fortgeführt werden. Nach einem Vulkanausbruch auf Island wurde die zerstäubte Asche in Norwegen und sogar noch in Stettin beobachtet. Ältere Leute werden sich noch der eigenartigen Dämmerungserscheinungen erinnern, die seit Ende November 1883 fast drei Jahre hindurch bei

uns zu beobachten waren. Dieses Naturschauspiel ist auf die enormen Staubmassen zurückzuführen, die nach der gewaltigen Krakatau-Eruption in der Sundastraße die ganze Atmosphäre unseres Erdballes erfüllten. Der feine Staub, der sich bis in siebzig Kilometer Höhe erhielt, zauberte durch Lichtbrechungen ungewohnte Farben hervor. J. B. Messerschmitt hat diese Erscheinung schön beschrieben: „War die Sonne nach einem heiteren Nachmittag unter den Horizont getaucht, und schien die Nacht anbrechen zu wollen, da hellte sich nochmals der Abendhimmel auf und eine blutrote Glut stieg empor, die das ganze Himmelsgewölbe mit unheimlichem Glanz erfüllte, der nur langsam abnahm, ehe die Nacht zu ihrem Rechte kam. An den folgenden Tagen kehrte die Erscheinung mit zunehmender Intensität am Morgen- und Abendhimmel wieder, die in unbeschreiblicher Pracht wie in das Feuermeer der Götterdämmerung getaucht zu sein schienen. . . . Bald erfuhr man auch, daß nicht nur in Europa, sondern auch in Nordamerika, ja in der ganzen nördlichen gemäßigten Zone nahezu gleichzeitig dieselben Abendröten beobachtet worden waren. Später stellte sich außerdem noch heraus, daß schon im September in der heißen Zone noch viel weitergehende atmosphärische Lichterscheinungen, namentlich auffällige Sonnenfärbungen aufgetreten waren. Beide Erscheinungen mußten wohl miteinander im Zusammenhang stehen, worauf zuerst der Astronom O. Jesse aufmerksam wurde, der auch auf die gewaltigen vulkanischen Vorgänge hinwies, welche Ende August 1883 in der Sundastraße geschehen waren."

Namentlich ein die Sonne umgebender rötlicher Ring wurde noch bis 1886, also drei Jahre nach dem Ausbruch, beobachtet, ein Zeichen, wie lange fein verteilte Materie in der Luft schweben kann.

Allerdings war der 1883 erfolgte furchtbare Ausbruch des Inselvulkans Krakatau im Ostindischen Archipel, besonders in seinen weiterhin fühlbaren Folgen, ein schreckliches Ereignis. Da die Vorgänge nicht genau beobachtet werden konnten, bleibt die Frage offen, ob der ganze Berg, wie es wahrscheinlich ist, durch Explosion ausgeschleudert wurde, oder ob er im Verlauf einer Reihe von Explosionen zusammengebrochen ist.

Die gewaltige Explosion des Vulkans Rakata auf der sich unmittelbar aus dem Meer erhebenden Sundainsel steht in ihrer ungeheueren, über den ganzen Erdball zu verspürenden Kraft einzig da. Von dem etwa 800 Meter hohen Bergkegel war seit 1680 keine Nachricht vorhanden, die einen Ausbruch schilderte. Daß seitdem Stille dort herrschte, ging auch daraus hervor, daß die, wenn auch schwache Vegetation bis zum Gipfel reichte.

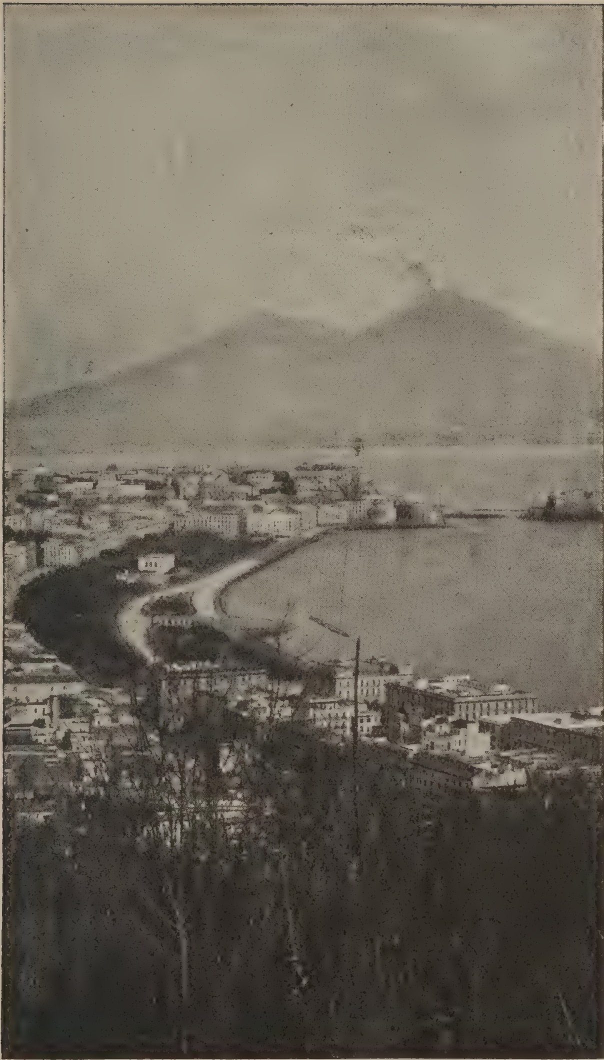
Nach vorbereitenden kleineren Eruptionen, die am 20. Mai 1883 begannen, kam es am 26. August plötzlich zu einer ungeheueren Explosion. Eine Rauch- und Dampfwolke stieg mindestens dreißig Kilometer empor und warf etwa achtzehn Kubikkilometer Steine und Asche aus. Den Donner vernahm man über den vierzehnten Teil der gesamten Erdoberfläche. Hundertfünfzig Kilometer von der Ursprungstelle zersprangen von der Lufterschütterung in Batavia da und dort die Fensterscheiben; auch die Gasflammen, die man wegen der hereinbrechenden Finsternis am Tage angezündet hatte, wurden ausgelöscht. Der Luftdruck schwankte dort bis zu fünfzig Millimeter, und die von dieser Schwankung erzeugte Luftwelle umkreiste, wie die Barometer auswiesen, die Erde gleichfalls mehrere Male. Der unter das Meer versinkende Vulkan rief eine Flutwelle hervor, die noch an den Küsten von Sumatra und Java bis zu fünfzig

Meter hoch war und viele Kilometer weit ins Land vordrang. Sie vernichtete dort vierzigtausend Menschenleben. Diese gewaltige Flutwelle umkreiste die Erde mehrere Male, wie an den Pegeln aller Meere abzulesen war.

Von der undurchdringlichen Urwaldvegetation der Insel fanden sich unter der grauen Aschenschicht nur noch einige von Laub und Zweigen entblößte Stämme.

Auf der dreiunddreißig Quadratkilometer umfassenden Insel befanden sich mit dem größeren Vulkankegel Rakata noch die zuerst in Tätigkeit geratenen Krater Danau und Perbuatan. Nach der letzten Explosion war nur ein Drittel der Insel übrig; die kleinen Krater waren in die Luft gesprengt und der große war zur Hälfte verschwunden; wo sich dieser Teil befunden hatte, lotete man eine Meerestiefe von dreihundert Metern.

Bekannter als all diese Vulkanausbrüche der neueren Zeit ist das traurige Geschick der Städte Herkulaneum und Pompeji, das diese samt einer Reihe von anderen blühenden und bevölkerten Plätzen, die am Fuße des Vesuvs lagen, am 24. August des Jahres 79 nach Christus betroffen hat. Der dreitausend Meter hohe Ätna war in altgeschichtlicher Zeit als tätiger Vulkan bekannt; der Grieche Thukydides verzeichnete einen Ausbruch, der im Jahre 425 vor Christi Geburt stattgefunden hat. Der Vesuv galt allgemein als erloschen. Strabon, ein Geograph, der im ersten Jahrhundert vor Christus lebte, beschrieb den Vesuv, dessen Gipfel zwar ohne Vegetation sei, pries aber das ringsum liegende vorzügliche Ackerland und die reichen Ertrag bringenden Weinberge. Aus seiner Schilderung geht hervor, daß an der Oberfläche des Plateaus poröse Vertiefungen verbrannten Gesteins vorhanden seien, woraus er schloß, daß hier einst Mündungen für hervorbrechendes Feuer gewesen wären, allmählich aber



Die Bucht von Neapel mit dem Vesuv.

seien sie nach Verzehrung des Brennstoffes erloschen. — Da kein Mensch mehr an einen Ausbruch dachte, siedelten sich die Menschen in dieser herrlichen Gegend furchtlos an. Die Römer verbrachten in den rasch aufblühenden Städten am Fuße des Vesuvs ihre Sommermonate. Wohlhabende Leute der Tiberstadt besaßen dort Gärten und Landhäuser. Oben auf dem Berg weideten Pferde und Schafe, die Rebe reifte an den sonnigen Hängen und am Fuße erntete der Landmann reichlich, denn die mit vulkanischer Asche gemischte Erde ist bekannt wegen ihrer Ertragfähigkeit. Zur Zeit der großen Katastrophe war der Vesuv fast bis obenhin bewachsen und sein Aussehen war anders, als es spätere Zeiten gekannt haben.

In Unteritalien waren Erdbeben nie selten. Ein schlimmes Jahr kam 63 nach Christus über diese Gebiete, wobei auch Pompeji, Herkulaneum, Stabiä, Taurania, Oplontis, Teglana und andere am Vesuv gelegene Orte stark litten. Noch waren alle Zerstörungen dieser Unheilstage nicht wieder hergestellt, da kam die große Eruption des Vesuvs am 24. August des Jahres 79 nach Christus. Plinius der Ältere, der Admiral der römischen Flotte, hielt sich zu jener Zeit in der Nähe des Golfes von Neapel auf, ihm verdankt man den klassischen Bericht über den Ausbruch des so lange für erloschen gehaltenen Vesuvs. Sogleich nach dem Aufsteigen der Rauch- und Aschensäule ließ er Schiffe bemannen und steuerte auf die Wolke los. Da aber bald ein Regen von Asche mit Bimssteinen und anderen vom Feuer schwarzgebrannten Steinbrocken (Bomben) auf die Schiffe fiel und die Landung in unmittelbarer Nähe des Berges unmöglich war, steuerte er nach dem Hafen von Stabiä. In dieser Stadt, die später völlig verschüttet wurde, hielt Plinius sich noch einige Zeit auf. Als er das Haus eines Freundes



Die Gräberstraße von Pompeji, außerhalb der Stadt an der nach Herkulaneum führenden Straße.
Die zu beiden Seiten befindlichen Grabmale enthielten die Urnen mit der Asche der Verstorbenen.

verlassen wollte, war die Lage in hohem Grade gefahrvoll. Erdbeben hoben die Häuser „gleichsam aus ihrem Grunde"; sie schienen hin und her geworfen zu werden. Da unter freiem Himmel der Aufenthalt noch gefährlicher geworden war, wo Steine in großen Massen herabstürzten, band sich Plinius und die Leute seines Gefolges Kissen auf die Köpfe und suchten das Freie zu gewinnen. Der beherzte Mann kam während des Ausbruches ums Leben; er muß wohl krank geworden und durch die erschütternden Ereignisse und durch giftige Gase, die sich allenthalben verbreiteten, getötet worden sein. Der Neffe des Admirals, Plinius der Jüngere, hat die weiteren Ereignisse beschrieben. Auch er versuchte mit seinen Leuten auf einem Wagen aus der Stadt zu fliehen. „Die furchtbare schwarze Wolke leuchtete oft von Flammen, welche Blitzen ähnlich waren, bald darauf schien sie sich zu senken und das ganze Meer zu bedecken, und sie entzog die nächstgelegenen Dinge unseren Blicken. Aschenregen fiel auf uns herab, und als ich mich umwandte, bemerkte ich hinter uns einen dicken Rauch, der wie ein rasender Strom herabrollte."

Das war wohl ein ähnliches Gebilde wie jene gewaltige, verheerende Gaswolke des Mont Pelé im Jahre 1902.

Plinius wich mit den Seinen von der Straße auf die Felder aus, um nicht im Gewühl erdrückt zu werden. „Aber kaum hatten wir das getan, so umgab uns eine Finsternis, die nicht mit einer mondlosen Nacht im Freien, sondern der in einem verdunkelten Zimmer ohne Licht verglichen werden kann. Nichts hörte man als das Geschrei von Kindern, das Jammern der Weiber und das Rufen von Männern. Die meisten glaubten, das Ende der Welt sei gekommen. Lange Zeit danach erschien ein glimmendes Licht, das aber nur der Vorbote eines neuen



Eine nach alter Methode vorgenommene Ausgrabung in Pompeji.

Flammenausbruches war. Nicht lange darauf bedeckte uns ein schwerer Schauer von Aschenregen, den wir von Zeit zu Zeit abschütteln mußten, um nicht von ihm erdrückt und begraben zu werden. Endlich erschien die Sonne wieder, aber ihr Licht war blaß wie bei einer Sonnenfinsternis. Alles umher war mit Asche wie mit tiefem Schnee bedeckt."

Dieser Vesuvausbruch war einer der verhängnisvollsten, die jener Vulkan jemals gehabt hat; an Heftigkeit kommt ihm nur jener aus dem Jahre 1631 einigermaßen gleich.

Von etwa dreißigtausend Einwohnern, die in Pompeji zur Zeit der Katastrophe wohnten, scheint der größte Teil mit dem Leben davongekommen zu sein. Nachgrabungen und Plünderungen fanden schon zur antiken Zeit statt; allmählich aber verscholl die Kunde von seiner einstigen Existenz. In Herkulaneum, über dessen deckender Schicht später neue Ortschaften wie Portici, Resina und andere entstanden, geriet man 1719 beim Graben eines Brunnens auf den Boden der Orchestra des Theaters. Regelrechte Ausgrabungen wurden aber erst seit 1738 vorgenommen. Man konnte indes nur teilweise Stollen anlegen und unterirdische Gänge ausheben, da man wegen der über der Schicht errichteten Orte Pfeiler stehen lassen mußte. Trotzdem fand man wertvolle Bronzen, Gemälde, Mosaiken und Statuen, die in das Museum nach Neapel wanderten. Pompeji ist zum größten Teil freigelegt worden, nachdem man 1748 dort begonnen hatte und seit 1808, besonders aber seit 1815 bis heut damit fortfuhr. Die unterste Lage besteht aus dreißig Zentimeter hoher vulkanischer Asche, der eine zwei Meter starke Schicht aus großen und kleinen Bimssteinbrocken folgt. Darauf ruhen abermals einige Zentimeter Asche und Steine; nach einer über drei Meter hohen Schicht stößt man aber-

mals auf eine sechzig Zentimeter dicke Aschenlage, dann auf etwa fünfzig Zentimeter Steine und endlich wieder zwei Meter Asche, deren obere Hälfte in fruchtbare Erde verwandelt ist. Diese gewaltige Decke ist nicht das Ergebnis der Eruption vom Jahre 79, denn diesem Ausbruch folgten im Laufe der Zeit noch viele andere.

Wenn uns heute so vieles von dem täglichen Leben jener Zeit bekannt ist, so verdanken wir diese Kenntnis jenem großen Naturereignis. Pompeji wurde nicht von



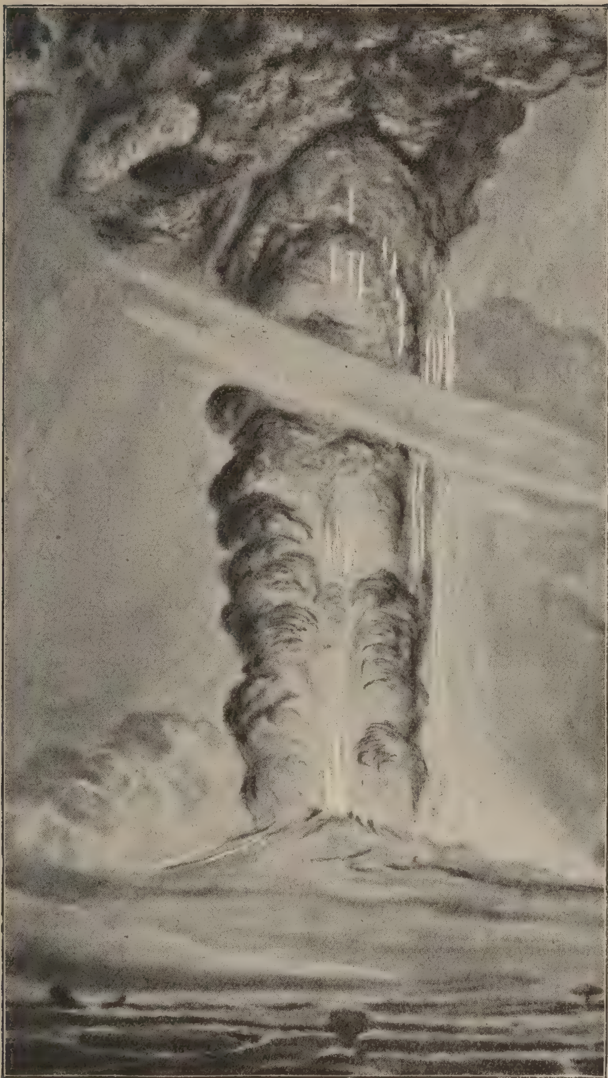
Gipsabguß eines Leichnams aus Pompeji.

Lava überflutet, das beweisen die Grabungen. Man fand viele Leichname von naßgewordener Asche so umhüllt, daß sie einen festen Mantel um die Körper bildete, der sich den Formen so anschmiegte, daß man, nachdem die Skeletteile herausgenommen waren, mit Erfolg versuchen konnte, diese so entstandenen Hohlformen mit Gips auszugießen. In den Sammlungen finden sich eine Reihe solcher Abgüsse, die teilweise ein treues Abbild der bei der Katastrophe umgekommenen Männer, Frauen und Kinder, ja auch von Tieren bieten. Daß an dem Unheilstage, an dem Plinius der Jüngere entfloh, viele ihr Leben auf die gleiche Weise wie die Menschen in Saint-Pierre verloren, geht aus Funden hervor. Manche der

Unglücklichen deckte man in einer Stellung auf, die deutlich erkennen ließ, daß sie den Mund zu schließen versuchten, um die glühendheißen Gase nicht einzuatmen, die ihnen den Tod brachten.

In neuester Zeit hat man die Ausgrabungstechnik in Pompeji bedeutend verbessert. Einzelne Häuser konnten völlig erhalten werden, so daß man nun Räume betritt, in denen sich alles so vorfindet, wie die Menschen sie im Jahre 79 flüchtend verlassen haben. In einer Walkerei liegen nicht nur die Arbeitsgeräte umher, sondern auch das Essen, bei dem die Leute offenbar eben saßen, als die Katastrophe sie zur Flucht nötigte.

Im Jahre 1906 kam es zu einer großen Eruption des Vesuvs, die W. Meyer, der bekannte Leiter der Urania, aus eigener Anschauung kennen lernte. Nachdem 1905 der Aschenkegel an verschiedenen Stellen hundert bis zweihundert Meter unter dem Kraterrand von der Lava durchbrochen war und aus dem Krater Feuergarben und Rauchballen emporgeschleudert wurden, floß auch im Februar 1906 Lava herab. Im April sah man von Capri aus hohe Rauchsäulen aufsteigen, die, nach Neapel getrieben, dort bedrückende Aschenregen erzeugten. Dann öffneten sich auch nach der anderen Seite des Aschenkegels, gegen Torre Annunziata und Pompeji hin, neue Ausbruchstellen. Verwüstend brachen Lavaströme von dort in die Weingärten ein. Um diese Zeit bestieg Meyer mit etwa hundertfünfzig Personen, die auf Capri weilten, einen Extradampfer, um an den Vulkan heranzukommen. Das war in der Nacht vom 7. zum 8. April, als die Endkatastrophe stattfand. Meyers Bericht lautet: Wir waren gegen neun Uhr des Abends am Palmsonntag von Capri abgefahren, dem Vesuv entgegen. Durch die gewaltige,



Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1906.

mehrere Kilometer hohe Rauchwolke, deren schwarze Ballen in ständiger Bewegung waren, wurden glühende Bomben bis zu achthundert Meter Höhe emporgeschleudert. Zurückstürzend, sah man sie den Aschenkegel hinabkollern, der in seinem oberen Teile ganz von ihnen bedeckt war, so daß er völlig rotglühend zu sein schien. Dabei durchzuckten beständig Blitze die wirbelnden Rauchmassen, sie blau und fahlgelb beleuchtend, während die Glutausbrüche sie tiefrot färbten. ... Auf seiner rechten Flanke schien der Berg sich aufgespalten zu haben. Ein breiter Lavastrom, der sich weiter unten in mehrere Arme teilte, hatte sich gegen Bosco Trecase und Pompeji hin ergossen. ... Da öffnete sich der Berg in der beträchtlichen Tiefe von mindestens sechshundert Metern unter dem Kraterrande, und fast weißglühend schoß ein ungeheuerer Strom flüssigen Gesteins daraus hervor. Aus der neuen „Bocca“ (Mund) flogen viele Meter große Steine und Lavafetzen nach allen Seiten mit fürchterlicher Gewalt sprühend empor, und der Lavastrom stürzte so schnell wie ein feuriger Wasserfall den Abhang hinab. Glühende Blöcke überschlugen sich, in mächtigen Sätzen hinabkollernd. ... Weiter unten erst verlangsamte sich der Feuerstrom. Dann sah man, wie es von Zeit zu Zeit vor der dunkelglühenden Masse hell aufflackerte: der Strom hatte ein Haus oder einen Weingarten erfaßt und verschlungen. Wir sahen, wie er über Bosco Trecase hinwegflutete, und vor unserer Seele stand der Jammer und die Verzweiflung der Menschen, die in wilder Flucht vor dem rasenden Feuerelemente all ihr Hab und Gut der Vernichtung preisgeben mußten, ja vielleicht in diesem Augenblick mit einem furchtbaren Tode rangen. ... Ungeheuere Mengen von Lava ergossen sich aus dem Berge; später konnte festgestellt werden, daß er oben

nahezu vier Kilometer breit war und sich unten in vier Zungen teilte. ... In der Nacht zwischen ein und zwei Uhr hatte die Gewalt der Ausbrüche ihren Höhepunkt erreicht. Man sah um diese Zeit von Capri aus eine Explosion, bei der die glühenden Massen augenfällig viel höher geschleudert wurden als alle vorhergehenden. Dann trat relative Ruhe ein. Nur die Rauchwolke wirbelte zu ungeheueren Höhen empor. Am folgenden Sonntag maß ich ihre Höhe zu dreizehn Kilometern.

Die am Nordfuße des Vesuv gelegenen Ortschaften Somma, Ottajano und San Giuseppe wurden in der Nacht zum Palmsonntag von halb zehn Uhr ab mit heißer Asche und später mit glühenden Steinen überschüttet, die unter beständigem Donnern und Blitzen niederprasselten, mit Fetzen von Lava untermischt. Am dichtesten fiel der Hagel gegen zwei Uhr hinab. In Ottajano sind die meisten schwer massiv unterwölbten und über den Gewölben flach eingedeckten Dächer der Häuser von der Schwere der darauf lastenden Asche zerdrückt worden und eingestürzt. In San Giuseppe stürzte das Kirchendach über mehr als hundert Menschen zusammen, die darunter begraben wurden. Asche und Lapilli, erbsen- bis walnußgroße Steinchen, lagen durchschnittlich fünfundsiebzig Zentimeter hoch. Alles Kulturland war auf lange Jahre vernichtet. Ottajano, das vordem 15000 Einwohner zählte, erlitt das Schicksal Pompejis.

War dieser Ausbruch auch nach denen seit dem Jahre 79 und 1631 erfolgten Eruptionen nicht ganz so grauenvoll in seinen Folgen, so möchte man doch die Menschen, deren Heimstätten heute um den Vesuv liegen, vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt wissen. Seit Anfang 1922 regt sich der Vesuv wieder. Am 22. Februar unternahm der englische Flieger Bobham einen Flug dicht über dem

Kraterrand des Vulkans und wurde durch einen Dampfausbruch über dreihundert Meter hoch geschleudert. Es gelang ihm, mit seiner Maschine unbeschädigt zu landen. Mitte März 1922 teilte der Leiter des Vesuvobservatoriums, Professor Maladra, den Behörden mit, daß die Räumung der am Vesuv gelegenen dreizehn Ortschaften im Umkreis von sechzehn Kilometern ernstlich geboten sei. Der Krater war um diese Zeit mit dicken schwarzen Rauchwolken umgeben. Die Ausbrüche veranlaßten viele vorsorgliche Fremde, Neapel zu verlassen. Zwei leichteren Erderschütterungen folgte das Ausstoßen eines Rauchkegels von über siebzig Meter. Asche, glühende Lavaströme und ein Steinregen ergoß sich über ein Gelände von mehr als 30 000 Quadratmeter im Kraterumkreis. Maladra, der sich danach in den Krater wagte, erlitt Brandwunden im Gesicht. Anfangs April beobachtete man einen neuen Krater, aus dem glühende Massen ausgeworfen wurden.

Wie man in Zentralamerika noch mit weiteren Ausbrüchen des Popocatepetl rechnet, so beobachtet man in Italien seit Februar 1922 mit Besorgnis die stetig zunehmende Tätigkeit des Ätna. Professor Caetano Platania, der Direktor des dortigen Observatoriums, berichtete, daß sich die ausgestoßenen Dampfwolken, Aschenfälle und Lavaausbrüche seit Mitte Februar vermehrt haben. Mitte März erfolgte ein Erdbeben. Zwei Mitglieder des Observatoriums, die bis zum Kraterrand vordrangen, fanden den Schnee mit glühender Asche bedeckt und vernahmen lautes, beständiges Dröhnen. Rauch und Dampf verhüllten das Innere des Kraters. Ein regelmäßiger Regen von Asche und ausbrechende Lava vertrieb die Beobachter. Seitdem nahmen die Ausbrüche und donnerartigen Geräusche noch zu. Die augenblicklich

tätige Öffnung hat sich vor sechs Jahren gebildet. Während der Nacht konnte man von Catania aus die Ausbrüche sehen. Bisher ist zu ernstlicher Beunruhigung der Bevölkerung noch kein Anlaß geboten. Hoffentlich bleibt den ohnedies genug geplagten Menschen neues Unheil, das sie aus dem Vesuv und Ätna treffen könnte, erspart. Denn diesen ungeheueren Naturgewalten gegenüber ist der Mensch ohnmächtig. Rechtzeitige Flucht vermag allein Rettung davor zu bringen. Dank der wissenschaftlichen Forschung kennt man zwar auf der ganzen Erde die Erdbebengebiete und Vulkangefahren, aber die Menschen ziehen keinen Gewinn daraus. Ist ein großes Unglück geschehen, so währt es meist nur kurze Zeit, bis sich an der Stätte des Unheils neue Hütten und Häuser erheben. Die Menschen lieben den Boden, der ihre Heimat ist, und kehren vertrauend wieder zurück, trotzdem voraussichtlich ihnen oder ihren Nachkommen dort neuer Jammer und Elend beschieden ist.

Pyramidenrätsel

1.	A										
2.	A	A	B								
3.	E	E	E	E	E						
4.	E	F	F	K	L	M	N				
5.	O	O	P	R	R	R	R	S	S		
6.	S	S	T	T	T	T	T	U	W	W	Z

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagrechten Reihen bezeichnen: 1. Buchstaben, 2. Naturerscheinung, 3. Münze, 4. Musikaufführung, 5. Monat, 6. Grundstoff. Die senkrechte Mittelreihe nennt dann einen Tanz.

C. Kley.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Von der Überwinterung frostempfindlicher Blatt- und Blütenpflanzen, Zwiebel- und Knollengewächse

Von Emil Gienapp

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß jährlich Tausende von hausgärtnerischen Blatt- und Blütenpflanzen, zu denen auch die Balkonpflanzen gehören, dadurch zugrunde gehen, daß man aus Unkenntnis oder Bequemlichkeit der zweckdienlichen und praktischen Überwinterungspflege dieser Pflanzen nur geringe Aufmerksamkeit schenkt. Bedauerlicherweise schwindet mit der Beendigung der sommerlichen Vegetation bei einem großen Teile der Blumen- und Pflanzenfreunde auch das Interesse an den Pflanzen, die mit ihrer Blüte und ihrem reichen Blattschmuck zu Schaffung eines heiteren, farbenschönen Pflanzungsbildes beigetragen haben. Und dabei kommt der praktische Zweck solcher Pflanzenüberwinterung nicht einmal der persönlichen Liebhaberei allein zugute, sondern es handelt sich auch um wirtschaftliche Vorteile, da nach glücklicher Überwinterung die Pflanzen nicht neu beschafft werden brauchen und dafür aufzuwendende Ausgaben anderweitig nutzbar zu machen sind.

Hinzu kommt noch, daß eine ganze Reihe von Blatt- und Blütenpflanzen erst im Laufe mehrerer Kulturjahre ihre natürlichen Charaktereigentümlichkeiten entwickeln und dann erst ihren wahren Schönheitswert erlangen, was bei jüngeren Pflanzen mit ihrem noch unentwickelten Aufbau nicht immer in der erwünschten

Weise der Fall ist. Dem Pflanzenfreunde bereitet es übrigens besondere Freude, den einmal herangezogenen und liebgewonnenen Pflanzenwuchs mit den Jahren zu immer größerer Vollkommenheit heranwachsen zu sehen.

Die zur Durchführung des Überwinterungsverfahrens erforderlichen Einrichtungen und Hilfsmittel sind überall gegeben, wo helle und trockene, bei gelindem Wetter leicht und gut lüftbare Plätze zur Verfügung stehen. Es ist nebensächlich, ob solche Plätze im Keller, in Kammern oder sonstigen Wohn- und Wirtschaftsräumen gelegen sind oder Schuppen und Remisen durch frostsichere Bekleidungen aus Laub, Waldstreu, Torfmull und ähnlichem Material für diesen Zweck erst besonders hergerichtet werden. Besser ist allerdings der Blumenfreund daran, der über frostgeschützte tiefe Mistbeetkästen verfügt oder gar ein zur Not heizbares Glashaus besitzt, in dem die Temperatur entsprechend den Witterungsverhältnissen reguliert werden kann.

Alle Pflanzen von mehrjähriger Lebensdauer müssen von ihrem Platz im Freien in Töpfe gesetzt werden: Pelargonien, gewöhnlich Geranien genannt, Fuchsien, Kamelien, Azalien, Hortensien, Verbenen, Veroniken, das Heliotrop, weiß- und gelbfarbige Margeriten, Staudenlobelien, die strauchige Pantoffelblume, die rotgelbe Cuphea platycentra und andere mehr. Topfpflanzen müssen mit einem Schwamm abgewaschen, und alles Kranke muß ausgeputzt werden. Dann entfernt man die oberste Erdschicht und füllt den Topf mit frischer Erde auf, jedoch nicht bis zum Rand, weil sonst beim Gießen das Wasser zu rasch abfließt.

In den Keller gehören alle Pflanzen, die im Herbst ihre Blätter abwerfen oder, wie zahlreiche krautige Gewächse mit Wurzelstöcken, Knollen und Zwiebeln, die

ihre oberirdischen Teile völlig einziehen. Für diese Gewächse ist ein dunkler, frostfreier Ort zu wählen.

Pflanzen, welche ihre Blätter behalten, können den ganzen Winter hindurch in einem ungeheizten Zimmer bleiben oder an einem hellen, aber kalten Ort im Keller untergebracht werden. In der ersten Zeit sind sie in gewöhnlicher Weise weiterzugießen. Zeigt sich verstärktes Wachsen und neues Treiben, so muß man mit dem Gießen zurückhalten. Stellt man die Pflanzen auf den Kellerboden, so bleibt das Erdreich Wochen hindurch feucht, auch dann, wenn fast nicht gegossen wird. Man darf aber nun nicht glauben, daß man sich um die Pflanzen nicht mehr zu sorgen hätte. Bei mildem Wetter ist der Keller hin und wieder zu lüften, denn die Pflanzen bedürfen auch im Ruhezustand der frischen Luft. Gleichzeitig entfernt man abgefallene, modernde Blätter sowie schwächliche Triebe und überhaupt alle kranken Teile.

Gewächse, die in kalten Zimmern überwintern, dürfen nicht vom Frost angegriffen werden; die Temperatur soll zwei bis drei Grad Wärme haben. Auch in diesem Falle gießt man am besten in Pausen von acht bis zehn Tagen, und das zeitweilige Lüften ist nicht zu vergessen.

Anders sind Pflanzen zu behandeln, die in geheizten Räumen überwintern, wie dies bei Rivinen, Blattbegonien, Agaven und Aralien der Fall ist. Hier ist das Lichtbedürfnis wichtig, da die Pflanzen in der Wärme im Wachstum nicht beschränkt sind. Man muß sie deshalb so aufstellen, daß sie einander das Licht nicht entziehen, also stufenförmig, so daß die kleinsten Gewächse vorn zu stehen kommen. Da während der Nacht die Temperatur oft stark sinkt, muß man an Abenden, denen eine kalte Nacht zu folgen droht, die Pflanzen in die Mitte des Zimmers stellen, damit sie vor der Kältewirkung geschützt sind.

Notwendig ist es, die Pflanzen wöchentlich einmal mit einem Bestäuber abzuspritzen und mit einem Schwamm abzuwischen, damit der den Stoffwechsel hindernde Staub entfernt wird.

Knollengewächse, zu denen alle Arten der Georginen oder Dahlien, die Cannaceen, Knollenbegonien und Caladien gehören, müssen besonders sorgsam und zweckmäßig überwintert werden. Wird hierbei sorglos und unpraktisch gehandelt, so sind unter Umständen recht herbe Verluste zu beklagen, je nachdem es sich um mehr oder weniger wertvolle Pflanzen handelt. Schimmel, Fäulnis und Frostbeschädigungen zu verhüten, ist das erste Gebot der richtigen Überwinterungspraxis. In den meisten Fällen handelt es sich um die Aufbewahrung von Georginen- oder Dahlienknollen und von Canna- oder Blumenrohrpflanzen. Beide sind gegen Frost- und Fäulnisgefahr gleich stark empfindlich und gehen auch infolge Schimmelbildung vielfach zugrunde. Sobald deshalb die ersten Nachtfröste ihren Blatt- und Stengelwuchs zerstört haben, werden diese abgestorbenen Teile etwa fünfzehn Zentimeter hoch über der Erde abgeschnitten und dann die Knollen vorsichtig ausgegraben. Die daran haftende Erde wird zunächst nur soweit entfernt, als sie von selbst vom Ballen abfällt. In diesem Zustand werden die Knollen einstweilen in einem trockenen und frostsicheren Raum beiseite gestellt. Nach einiger Zeit wird die Erde so trocken geworden sein, daß sie sich leicht von den Knollen abschütteln läßt. Ist dies geschehen, kommen die Knollen an ihren Überwinterungsplatz. Als solcher eignet sich am besten ein luftiger, trockener, vor allem aber frostsicherer Keller mit angebrachten Borten oder Stellagen, auf denen die Knollen dicht nebeneinander gelegt werden. In zu warmen und nicht genügend lüftbaren Räumen

besteht die Gefahr der Naßfäule, in zu trockenen Räumen die Gefahr der Trockenfäule. Ein anderes und namentlich bei kleineren Mengen angewandtes Verfahren ist, die Knollen nach dem gehörigen Abputzen und Abtrocknen in mit Sägespänen, Torfmull oder trockenem Sand gefüllte Behälter einzulegen. In jedem Falle müssen die eingelagerten Knollen im Laufe des Winters wiederholt umgelegt und auf die Bildung von Fäulnisherden sorgsam geprüft werden. Insbesondere gilt dies bei Cannaknollen, bei denen erfahrungsgemäß einige Nebentriebe im Herbst schlecht ausreifen und infolgedessen leicht von Fäulnis befallen werden. Beim Einräumen soll an den Knollen nichts geschnitten werden, es sei denn, daß Knollenstücke beim Ausgraben beschädigt sind und deshalb entfernt werden müssen. In diesem Falle sind die Schnittflächen ebenso wie beim späteren Ausputzen während der Aufbewahrungszeit tüchtig mit pulverisierter Holzkohle einzureiben, um Fäulnisbildungen vorzubeugen.

Sollten die Knollen während der Lagerung stark einschrumpfen, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Luft im Raume zu trocken ist. Durch mäßiges Anfeuchten der Knollen beziehungsweise des Einschlages wird diesem Übelstande leicht abgeholfen.

Die ebenfalls viel angepflanzten Gladiolen oder Schwertblumen werden, nachdem sie etwa handbreit über der Erde abgeschnitten sind, ähnlich überwintert. Der Aufnahmeraum darf aber auf keinen Fall zu warm sein, da dann die Zwiebeln vorzeitig austreiben und an der Blühfähigkeit verlieren. Auch Einschlagen oder Einsanden ist nicht ratsam; sie werden am besten gebündelt unter der Decke oder an den Wänden aufgehängt. An den Mutterzwiebeln vorhandene Brutzwiebeln werden erst dann abgetrennt, wenn sie sich von selbst vom Zwie-

belkuchen lösen. Die rispenblumigen, gold- und bronzefarbenen Montbretien werden in der gewöhnlichen Art am besten unter einer Laubschutzdecke an Ort und Stelle überwintert, während die empfindlicheren Nachzuchtsorten nach Zerstörung des Krautes durch die ersten Nachtfröste aus der Erde genommen und wie Gladiolen in einem frostfreien Raume durchwintert werden.

Empfindlicher sind auch die Zwiebeln der Eintags- oder Tigerblumen (Ferraria tigrina). Sie müssen unbedingt in einem schimmelfreien Material, also am besten in Sägespäne, eingeschlagen werden, weil sie ohne Einschlag zu sehr eintrocknen und in Feuchtigkeit anziehendem Material, wie Sand oder Torfmull, am Wurzelkuchen leicht faulen. Auch darf die Raumtemperatur nicht unter fünf Grad Celsius sein. Im gleichen fäulniswidrigen Material müssen auch die sogenannten weißen Herbsthyazinthen (Galtonia oder Hyazinthus candicans) während der Winterlagerung eingeschlagen werden. Auf einem trockenen und warmen Standplatz können sie unter Umständen aber auch unter Schutzdecke im Freien bleiben.

Die verschiedenen Freiland-Calla-Arten überwintern in einem etwas erwärmten Raume am besten; desgleichen alle Freiland-Caladien, wie Caladium antiquorum und violaceum. Man handelt praktisch, sie im Herbste einzeln in entsprechend große Töpfe zu pflanzen, die Blätter bis auf einige der jüngsten abzubrechen und die Töpfe an einem hellen, frostfreien Platze aufzustellen, wo sie nur im äußersten Trockenzustande vorsichtig begossen werden. Bei Trockenlagerung gehen viele Pflanzen im Laufe der Überwinterungszeit zugrunde.

Auch die Raketenblumen (Tritoma Uvaria) werden in rauhen Lagen im Herbste besser aus der Erde genommen

und den Winter über in frostsicherem Einschlage untergebracht, um im Frühling wieder an Ort und Stelle gepflanzt zu werden. Nur wenn es sich um stärkere und durch längere Kulturdauer abgehärtete Exemplare in trockenem Boden handelt, kann man die Pflanzen unter genügender Schutzdecke auch den Winter über an ihrem Platze belassen.

Das Haupterfordernis für eine sichere Durchwinterung aller vorgenannten Zwiebel- und Knollengewächse ist eine wiederholte Prüfung der Lagerbestände und Beseitigung aller Fäulnisbildungen und etwa abgängiger Pflanzen- und Wurzelteile, sowie häufige Ablüftung der Überwinterungsräume bei schönem Wetter.

Wer Hyazinthen im Winter zum Treiben bringen will, muß sie in dafür bestimmte Gläser legen, die man so weit mit Wasser füllt, daß der Wurzelkranz der Zwiebel oben über die Wasserfläche reicht. Man bedeckt sie mit einer Papierdüte und stellt sie kühl, bis Trieb und Wurzeln eine ziemliche Länge erreicht haben.

Der ernste Blumenliebhaber findet also manches zu bedenken und vieles zu tun, um seine Pfleglinge glücklich durch die rauhe Jahreszeit zu bringen. Gelingt ihm dies, dann ist ein kleiner Triumph über die Naturgesetze errungen und eine Freude gewonnen, die reichlich die aufgewendete Mühe lohnt. Im kommenden Frühjahr wird er durch die frische Entfaltung der in ihrer Lebenskraft erhaltenen Lieblinge reichlich entschädigt.

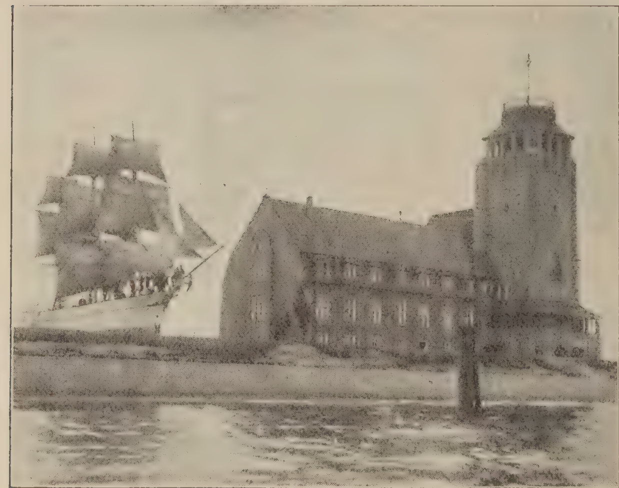
Die Deutsche Seemannschule in Waltershof bei Hamburg

Von H. Fröhlich / Mit 8 Bildern

Unverwüstlich ist der ernste Lebenswille des deutschen Volkes. Unbeirrbar der Drang, sich wieder emporzuringen durch Arbeit und Tüchtigkeit. An der Waterkant, wo der Seewind kräftig um die Ohren braust, ist allen voran trutziger Wagemut, ohne viel Worte zu machen, entschlossen handelnd wieder ans Werk gegangen. Und wenn auch das Verbrechen, das sich zu Unrecht „Frieden" von Versailles nennt, die deutsche Handelsflotte 1918 vernichtend getroffen hat, die deutsche Seeschiffahrt fast ihres gesamten Bestandes an Fahrzeugen beraubte, die Keimkraft neuen Lebens konnte auch der Berserkerwahn der vereinigten Feinde nicht töten. Im Jahr 1921 haben die deutschen Reeder den Schiffahrtsbetrieb mit den noch vorhandenen und mit allmählich neueingestellten Schiffen wieder aufgenommen und ein schönes Schiff nach dem andern hat inzwischen die deutschen Häfen verlassen, um den jahrelang unterbrochenen Überseeverkehr des deutschen Handels wieder aufzunehmen. Und das trotz erdrückender, immerfort zunehmender Schwierigkeiten! Um ein Vielfaches sind die Preise für Stahl und Holz und sonstiges Material gestiegen, die Geldentwertung, die Stockungen und Katastrophen am Weltmarkt bedrohen wohl, aber alle diese Hemmungen ertöten nicht den unbeugsamen Wiederaufbauwillen.

Wenn nun die deutsche Handelsflotte aller Not zum Trotz ihre Aufgabe erfüllen soll, braucht sie gesunden

und kräftigen Nachwuchs, eine wetter- und charakterfeste Mannschaft und gute Kapitäne, die den Anforderungen des schweren, verantwortungsvollen Berufs des Seemanns gewachsen sind. So haben denn auch die deutschen Reeder im Vertrauen auf eine bessere Zukunft



Die Deutsche Seemannschule in Waltershof bei Hamburg.

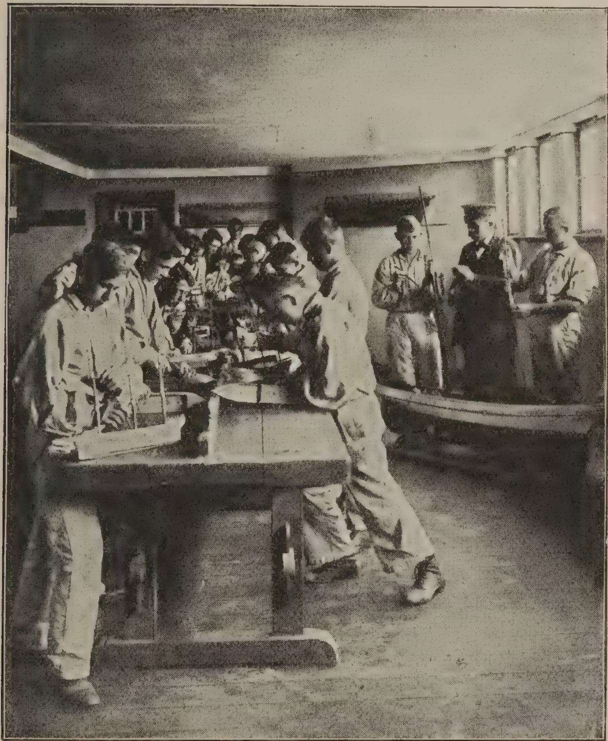
und in der klaren Erkenntnis der Notwendigkeit, für Bemannung der Fahrzeuge mit geeigneten, gut vorgebildeten jungen Leuten zu sorgen, die Deutsche Seemannschule in Waltershof bei Hamburg am 20. April 1922 wieder eröffnet, deren Pforten unter dem Druck der ungeheuerlichen Ententeforderungen im Jahr 1920 geschlossen werden mußten. Die Oberleitung der Anstalt liegt in den Händen eines Kuratoriums, dem die Direktoren der größten Hamburger Reedereien angehören.



Das Übungschiff der Deutschen Seemannschule in Waltershof bei Hamburg.

Sechzig Jahre sind es her, daß dieses Institut von einer Vereinigung Hamburger Schiffsreeder begründet wurde. Drei Jahre zuvor hatte sich der deutsche Unternehmungsgeist, der zuvor in kümmerlichen Zeiten politischer Zerrissenheit daniedergelegen war, sich zu zwei großen Taten aufgerafft, der Gründung der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd. Sollten diese Schiffsunternehmen sich mit Erfolg im Wettkampf mit den britischen und holländischen Rivalen behaupten, so brauchten sie vor allem auch tüchtige, gut ausgebildete Matrosen und Steuermänner, und bald hatte sich herausgestellt, daß die Anlernung der Schiffsjungen, zumal der aus dem Binnenland kommenden, im Schiffahrtsbetrieb nicht genügt, daß vielmehr eine geeignete Vorbildung und Angewöhnung vorausgehen müssen. Die damals im Jahr 1862 in Steinwärder bei Hamburg eröffnete Seemannschule entsprach also dem gleichen Bedürfnis, wie es heute beim Wiederaufbau der Handelsflotte aufs neue vorliegt. Als 1889 Hamburg sich dem Zollverband anschloß, wurde sie nach Waltershof verlegt und dort hatte sie nun in einem neuen, ursprünglich als Lotsenhaus gedachten Gebäude Unterkunft gefunden. Viele der tüchtigsten Kapitäne und Schiffsoffiziere haben in den vergangenen Jahrzehnten in der Waltershofer Schule ihre grundlegende erste seemännische Ausbildung erhalten und ihrem Beispiel zu folgen, werden die jungen Schüler, die jetzt Aufnahme gefunden haben, angewiesen. Derselbe frische, lebensmutige Geist, der schon immer jeden mit fortriß, der die Seemannschule besuchte, ist auch jetzt wieder dort zu Haus. Verweichlichte und ängstliche Knabennaturen kann man dort nicht gebrauchen. Und doch nimmt die Erziehung viel schonendere Rücksicht auf die jugendliche Ungewohnheit harter An-

forderungen, als die rauhe Art der ausgepichten Teer-
jacken auf den Schiffen mit den neuantretenden Schiffs-
jungen zu üben pflegt. Die Abhärtung und Einge-



Die Zöglinge bei der Herstellung von Schiffsmodellen.

wöhnung wird in dem Schuljahr leichter und besser er-
reicht als bei sofortigem Eintritt in den Schiffsdienst.

Helle, luftige Räume, neuzeitlich auf das beste und
zweckentsprechend eingerichtet, beherbergen die jugend-



Seemännischer Unterricht in einem Klassenzimmer der Deutschen Seemannschule.

lichen Zöglinge. Früh und flink reibt sich der Seemanns-schüler, wenn um 1/2 6 Uhr geweckt wird, den Schlaf aus den Augen und eilt — ohne sich lange zu dehnen — aus

dem weiten Schlafsaal in den im Untergeschoß gelegenen Waschraum. Sich tummeln, hurtig sich rühren lernt ein jeder dort bald und leicht, weil kein einziger faul und matt zurückbleiben kann und mag. Die Tagesstunden sind dann teils dem theoretischen Unterricht, zum anderen



Die Zöglinge beim Knüpfen von Tauen.

Teil praktischer Unterweisung und körperlicher Ausbildung gewidmet. Auf eigenem Schulschiff in der Elbe werden die Zöglinge in allen seemännischen Arbeiten unterwiesen. Von der Pike auf soll der künftige Seemann seinen Beruf erlernen, jeden Handgriff mit Tau und Segel praktisch erproben. Ein geräumiger Takelboden ist vorhanden, auf dem die Kunst der Takelage



Arbeiten auf dem Klüverbaum an Bord des Übungsschiffes.

erlernt wird. In Booten wird das Rudern und Segeln geübt und an Turngeräten auf großem Rasenplatz der jugendliche Körper geschmeidig gemacht und gestählt



Unterricht in den Masten des Schulschiffes.

für den späteren schweren Dienst. Auch im Fechten wird Unterricht erteilt. Jeder Schüler muß so mit Bau und Ausrüstung der Fahrzeuge vertraut werden, daß er ein vollständiges Modell eines großen Segelschiffes und eines



Schlafraum in der Seemannschule.

Lotsenschoners anfertigen kann. „Selbst ist der Mann", das ist der Grundsatz, der in der seemännischen Erziehung in erster Reihe steht. Selbst muß sich der zukünftige Matrose auch seine Kleidung und Wäsche imstand zu halten, zu reinigen und zu flicken verstehen. Ordnung und Reinlichkeit, blitzblanke Sauberkeit, die der Stolz der deutschen Schiffe von jeher waren, sollen den Heran=

wachsenden in Fleisch und Blut als unbedingtes Erfordernis für jeden Seemann übergehen. Auch während der Pausen, bei den Mahlzeiten und in der Freizeit sind die Schüler unter Aufsicht, aber so, daß sich der jugendliche Frohsinn nie bedrückt fühlt. Kopfhänger sind als Seeleute nicht zu gebrauchen. Ist der Tag dann in strammer Tätigkeit, unterbrochen von Spiel und Sport, verbracht, dann geht es in der Seemannschule früh zur Ruhe, aber nicht ins Bett, sondern in Hängematten, wie es für Gewöhnung für das spätere Leben auf dem Schiff am besten ist, und die gesunde Ermüdung läßt alles bald in tiefen Schlaf versinken. So ist Erziehung und Ausbildung in der Waltershofer Schule ganz darauf angetan, tüchtige, wetterharte und fachkundige Seeleute zu stellen. Der Kursus dauert jetzt nur drei Monate, während früher ein Jahr für die Ausbildung erfordert wurde. Für Kost und Lehrgeld muß ein den Zeitverhältnissen entsprechender, jedoch nicht hochbemessener Betrag gezahlt werden. Die Schüler haben aber nach erfolgter Ausbildung die besten Aussichten für ihre spätere Laufbahn, denn die Zöglinge der Seemannschule werden, da sich die Vorteile solcher Vorschulung und Ertüchtigung längst glänzend erwiesen haben, mit Vorliebe angeworben. Von Zeit zu Zeit werden die Zöglinge von einer nautischen Kommission, die aus früheren Kapitänen besteht, auf ihre Leistungen geprüft. Sie werden auf die verschiedenen Schiffe der deutschen Handelsflotte verteilt, wo sie ihre Lehrzeit fortsetzen und sich alle fachmännischen Eigenschaften aneignen müssen und die für den Besuch der staatlichen Seefahrtschule und spätere Zulassung zur Steuermannsprüfung gesetzlich vorgeschriebene fünfundvierzigmonatige Fahrzeit verbringen können. Für Zöglinge, deren Leistung und

Führung befriedigen, sorgt auch nach Verlassen der Seemannschule während der Seefahrzeit als Junge, Leicht- und Vollmatrose der „Hamburgische Verein Seefahrt". Seine Geschäftstelle ist mit derjenigen der Seemannschule vereinigt. Die jungen Leute finden Unterstützung durch Beratung und persönliche Fürsprache bei Erlangung einer neuen Stelle.

Die alte germanische Sehnsucht, in die weite Welt zu fahren, das Meer zu durchpflügen, lebt auch in dem heranwachsenden Geschlecht, und der stolze Sinn für Recht und Pflicht deutscher Seefahrt wird auch in der Nacht gegenwärtiger Unterdrückung nicht aussterben. Die deutsche Handelsflotte wird sich wieder einen Ehrenplatz erobern und in der Deutschen Seemannschule sich einen tüchtigen Nachwuchs sichern.

Versteckrätsel

In jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben enthalten, die, zusammenhängend gelesen, zwei Sprichwörter ergeben.

1. Teil, 2. Chemie, 3. Altweibersommer, 4. Chile, 5. Oboe, 6. Reisebecher, 7. Geleise, 8. Kopie, 9. Elevator, 10. Erde, 11. Kerbholz, 12. Beengung, 13. Spießruten, 14. Hussiten, 15. Latten. J. Glgr.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

••••••••

Scherzrätsel

Bin ich in der Mitte von einem Wort,
Fühlt mancher mich bald hier, bald dort;
Doch stellst du uns ins Wort hinein,
So werd' ich manchem dienlich sein. O. Sch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Schuld des Postmeisters von Rocky Point

Von Wilhelm Rhenius

Rocky Point liegt in den Vorbergen der Sierra Nevada in Kalifornien und soll um achtzehnhundertfünfzig herum ein lebhafter Ort gewesen sein. Jetzt zehrt man dort nur noch von der Erinnerung an längst vergangene Tage. Damals zog eine Schar von Abenteurern zusammen, die den Boden nach Gold durchwühlten. Nun sah man nur noch Holzfäller da, und einige Farmer, die sich mit der Zeit in den umliegenden kleinen Bergtälern eingenistet hatten, bebauten den Boden und züchteten Schweine und Geflügel. Im Städtchen gab es zwei Geschäfte, und von sieben Kneipen waren sechs längst eingegangen. Eine Schule und ein Dutzend Wohnhäuser war alles, was sich an Gebäuden dort befand; an keinem sah man etwas Bemerkenswertes und nichts erinnerte äußerlich an die stürmische Vergangenheit.

Eine Bahn war in die Berge gebaut worden, aber Rocky Point blieb verschiedene Meilen abseits von ihr liegen. Die Bürger konnten nur durchsetzen, daß man ihnen die Post heraufbrachte.

Etwa zwei Meilen vom Städtchen, an einem Bahnübergang, stand jeden Vormittag der alte Sam Jenkins, der zugleich Postmeister, Friedensrichter und Inhaber des einen der beiden Geschäfte von Rocky Point war, und wartete auf den Elf-Uhr-Zug. Wenn die Lokomotive auf ihrer Bergfahrt langsam an ihm vorbeikeuchte, rief jemand aus dem Postwagen: „Hallo Sam!“ und ein Postbeutel flog ihm zu.

Gewandt fing ihn Sam auf und feuerte einen anderen Beutel mit dem Zuruf: „Hallo Bob!“ in den Wagen.

Der Postmeister setzte sich dann meist unter eine alte, immergrüne Eiche, die in der Nähe des Bahngleises stand, wo sein kleines Pferd mit Wägelchen angebunden war. Dann stopfte er bedächtig seine Pfeife, setzte die Brille auf und ging die Post durch; er las die für ihn bestimmten Zeitungen und Briefe und stellte darauf Betrachtungen über den vermutlichen Inhalt der fremden Korrespondenz an.

So beschäftigt, saß Sam Jenkins eines Tages wieder unter der Eiche. Es war der denkbar ungeeignetste Tag, im Freien zu lesen, der Wind blies mit voller Wucht durch das Bergtal hinauf, daß es in den Wipfeln des alten Baumes sauste und knarrte.

Die Zeitung, die der Postmeister las und krampfhaft in beiden Händen hielt, blähte sich wie ein Segel und drohte jeden Augenblick zu platzen. Mißmutig suchte der Alte das Blatt wieder zusammenzufalten. Das war eine widerwärtige Arbeit. Endlich gelang es. Nun kamen die Briefe dran. Für ihn befand sich nichts Besonderes darunter. Aber da waren noch andere. Sam Jenkins lehnte sich mit dem Rücken gegen die Eiche, drückte den Schlapphut fest in die Stirn und las die Adressen und Poststempel der verschiedenen Briefe.

Da war einer von Davenport, Jowa, an Oskar Richter. Der kam von Oskars Eltern, die sich auf Anraten ihres Sohnes entschlossen hatten, nach Kalifornien zu kommen; einer an Mrs. Kelly, aus Reno, Nevada, wohin die Tochter dieser Leute mit ihrem jungen Ehemann vor etwa zehn Monaten gezogen war. Da war sicher etwas Kleines angekommen, denn wie käme sonst der Schwiegersohn dazu, einen eigenhändigen Brief zu schreiben.

Außerdem stimmte es mit der Zeit. Dann waren da noch Briefe an Joe Smith und an James Taylor. Und der Alte machte sich seine Gedanken über jeden. Dann kam ein Brief an Tom Cooper, ein zweiter an die gleiche Adresse und nun gar noch einer.

Tom Cooper war der Inhaber des zweiten Geschäftes in Rocky Point. Cooper und Jenkins waren als junge Männer nach dem Städtchen gekommen und hatten in jenen bewegten Jahren ein hübsches Vermögen erworben. Obgleich die Geschäfte nachher recht flau geworden waren, blieben sie doch hinter ihrem Ladentisch und führten den alten Konkurrenzkampf erbittert weiter, wenn es auch für beide nicht mehr nötig gewesen wäre.

Aber es stand noch etwas anderes zwischen ihnen. Als Sam Jenkins Friedensrichter wurde, war dies Ereignis für Cooper eine Niederlage und das Scheitern einer schönen Hoffnung. Als man aber gar eines Tages seinen alten Konkurrenten beinahe einstimmig zum Postmeister vorschlug, da begann er ihn zum Teufel zu wünschen und sann nur mehr darüber nach, ihn aus diesem Ämtchen zu verdrängen. Wenn Sam sich einmal durch irgend etwas als Postmeister unmöglich machte, dann konnte nur er als Nachfolger gewählt werden.

Sam Jenkins besah die drei Briefe an seinen Widersacher stirnrunzelnd und gründlich. Über zwei war er sich im klaren. Aber der dritte kam von Stockton und war ohne Firmenaufdruck.

Wer konnte an Tom aus Stockton schreiben?

Richtig, jetzt hatte er's: der Brief konnte nur von dem Mann geschrieben sein, der Cooper die fünf Säcke Kartoffeln geliefert hatte, die Tom so gut abgesetzt hatte, und die so viel besser und billiger gewesen sein sollten wie die seinigen. Wenigstens hatte man ihm dies ziemlich höhnisch

über den Ladentisch zu verstehen gegeben. In dem Brief mußte sich die Rechnung über die Kartoffeln finden. Wenn er nur wüßte, von wem sie kämen und was sie Tom gekostet hatten.

Er starrte wieder auf die Adresse, drehte den Brief um und bemerkte, daß er nur oberflächlich zugeklebt war. Eigentlich nur an der Spitze des überklappenden Teiles. Der Umschlag war so weit offen, daß es schien, als könne man leicht einen Finger unterschieben.

Halb geistesabwesend steckte der alte Jenkins seinen großen, runzeligen Zeigefinger hinein.

Da brach der Umschlag auf. Der Brief war offen.

Er erschrak und wurde vor Beschämung rot bis unter die Hutkrempe.

Was hatte er getan? Er, der Postmeister von Rocky Point.

Er hatte das Vertrauen schmählich mißbraucht, das seine Mitbürger und der Präsident der Vereinigten Staaten in ihn setzten, als sie ihn zu seiner verantwortlichen Stellung erhoben.

Und doch war es eigentlich mehr ein Zufall.

Sam Jenkins beruhigte sich. Er wollte den Brief daheim wieder zuleimen.

Dann blickte er ihn zögernd wieder an. Ein Mensch, der einen Brief so nachlässig schließt, hätte sicher statt dessen eine Postkarte benutzt, wenn er eine gehabt hätte. Und vielleicht — nein sogar sehr wahrscheinlich — war der Brief überhaupt nicht zugemacht gewesen, sondern hatte sich, da er mit anderen zusammengeschnürt war, von selbst ein wenig zugeklebt.

So mußte es sein. Und offene Briefe darf doch ein Postmeister wohl lesen, sei es auch nur, um festzustellen, warum sie offen geblieben sind.

Sam Jenkins steckte langsam alles wieder in den Postbeutel, bis auf den einen Brief. Dann sah er sich vorsichtig um.

Kein Mensch war in der Nähe.

Der Sturm bog und schüttelte die knorrigen Äste der alten Eiche und sauste in den Föhren. Er zog den Brief mit bebender Hand aus dem Umschlag und steckte die Hülle in die Tasche.

In dem heftigen Wind entfaltete er mühsam das Blatt und, es mit beiden Händen haltend, begann er zu lesen.

Was war das? „Lieber Onkel!" stand da.

Überrascht und enttäuscht zog Sam Jenkins eine Hand zurück, um sich in seinem Zwickelbart zu grauen und — saß im nächsten Augenblick ohne Brief da.

Ein Windstoß hatte ihm das Papier entführt.

Verdutzt sah er dem flatternden Blatt nach. In einer Kiefer blieb es hängen, etwa zehn Fuß über dem Boden.

Sam Jenkins sprang auf, warf den Postbeutel in den Wagen und lief mit schlotternden Knien auf den Baum zu. Da oben hing der Brief, vom Winde in die Kieferbüschel gedrückt; wie es schien, war er unversehrt.

Der Alte sah sich wild um, brach in das Unterholz, schnitt sich eine lange Rute und versuchte damit den Brief loszubekommen. Dies gelang ihm auch, aber das Papier fiel nicht zur Erde, sondern flatterte im Wind weiter. Er raste hinterher. Es flog zwischen den Bäumen hindurch auf eine dahinterliegende Wiese und wirbelte lustig darüber hinweg — immer weiter.

Sam trabte keuchend hinterher, wie er es seit fünfzig Jahren nicht mehr getan. Der Sturm jagte ihm den Hut vom Kopf, aber er ließ ihn fliegen. Das Papier wurde ab und zu von Grashalmen aufgehalten, kam aber immer wieder frei, ehe Sam es erreichte. Endlich blies der

Wind das Blatt gegen den Stacheldraht eines Zaunes; da hing es nun fest.

Jetzt würde er es gleich haben. Nie wieder wollte er einen Brief unbefugterweise öffnen.

Als er die Hand danach ausstreckte, riß es ein kräftiger Windstoß vom Draht los, wobei es beinahe in zwei Stücke ging, und jagte es weiter.

Fluchend folgte Jenkins ihm durch die Drähte nach.

Noch keiner, der es eilig hatte, kam heil durch Stacheldrähte. Auch Sam Jenkins nicht. Aber er achtete nicht darauf. Den Brief mußte er wieder haben; er durfte keinem Menschen in die Hände fallen. Seine Ehre stand auf dem Spiel.

Ohne Hut, mit flatternden Fetzen, schweißtriefend und atemlos stolperte er weiter.

Da — endlich! Das Papier lag still. Es war an einer sumpfigen Stelle niedergefallen, hatte sich mit Feuchtigkeit getränkt und wurde nicht weiter getrieben. Jenkins stürzte darauf zu und trat das Blatt im Eifer einige Zoll in den morastigen Boden.

Vorsichtig, mit bebenden Händen klaubte er die Überbleibsel aus dem Schlamm, ging in schweren Gedanken nach der Eiche zurück und fing an, die Schrift auf den beschmutzten Fetzen zu entziffern. Er mußte erfahren, ob der Brief etwas Wichtiges enthielt, denn nun konnte er ihn ja nicht mehr abliefern.

Mit vieler Mühe buchstabierte er heraus:

„Lieber Onkel! Ich bin von Texas zurückgekehrt, wohin zu gehen Du mir damals geraten hast. Nachträglich noch meinen besten Dank für die mir zu diesem Zweck übersandten fünfzig Dollars. Konnte dort keine Arbeit finden und bin nun hier; zum Fahren reicht es nicht. In Stockton ist es beinahe noch schlimmer. Ich habe heute

keinen Cent mehr, keine Arbeit, Hunger und einen geladenen Coltrevolver. Mit ihm muß ich alles enden, wenn Du mir nicht noch einmal hilfst. Dein verzweifelter Neffe Frank Symmons, postlagernd Stockton, Kalifornien."

Sam Jenkins erbleichte. Den Brief mußte er abgeben; ein Menschenleben stand auf dem Spiel.

Tom Cooper nahm das gewiß nicht so hin. Er benützte den Anlaß sicher, gegen ihn höheren Orts Beschwerde zu führen, um ihm das zu nehmen, was das höchste Glück seiner alten Tage war — seine Postmeisterstelle. Herausreden konnte er sich seinem alten schlauen Gegner gegenüber nicht. Nein! Es ging nicht. Der Brief mußte unterdrückt werden.

Aber dann knallte vielleicht morgen oder übermorgen irgendwo in Stockton ein Schuß aus einem Coltrevolver, und aus dem Hehler war auch noch ein Mörder geworden.

In trostloser Gemütsverfassung kletterte er in seinen Wagen und trieb das Pferd an.

Das Stillhalten des Tieres und eine Stimme weckten ihn aus seinem Grübeln.

„Sam — for God's sake — was ist passiert?"

Es war seine betagte Gattin, und er hielt vor seinem Laden. Er erklärte seinen Zustand und seine Verspätung mit dem Verlust seines Hutes, was die Alte ungläubig anhörte.

„Du hast noch etwas anderes erlebt! Ich seh's an deinem Gesicht!"

„Nonsense, Alte! Mittagessen fertig?"

Er besorgte sein Pferd, zog sich um und ging dann mit dem Vorsatz zu Tisch, unbefangen zu erscheinen, was ihm kläglich mißlang.

Während er hier vor allerlei guten Sachen saß, so

dachte er, rechnete sich vielleicht da unten ein hohläugiger, verzweifelter Mensch aus, daß sein Notschrei nun wohl an seine Adresse gelangt und Hilfe nahe sei. Und er hatte selber einen Jungen in der Ferne.

Er stand vom Tisch auf, stopfte sich seine Pfeife und ging in den Laden, in dessen einer Ecke sich das „Post-office" befand.

Eine Spalte im Ladentisch nahm die Briefe auf, die in eine darunter stehende leere Apfelkiste fielen. Sam Jenkins stempelte die Postsachen ab und verteilte sie in leeren Zigarrenkisten, die mit den verschiedenen Buchstaben des Alphabetes bezeichnet waren und in den Regalen hinter ihm ständen, neben Corned Beef und Büchsenerbsen.

Da kamen die ersten Leute, um ihre Post abzuholen. Der sonst so gesprächige Alte blieb heute einsilbig. Er, der früher so gern ein Schwätzchen hielt, war heute froh, wenn man ihn wieder allein ließ.

Endlich kam auch der alte Tom Cooper.

„Etwas für mich, Sam?"

„Da sind drei Briefe, Tom — wollte sagen, zwei Briefe."

„Sonst nichts?"

Sam machte sich an der mit C bezeichneten Zigarrenkiste zu schaffen und schwieg.

„Ist das alles?" fragte Cooper ungeduldig.

Der alte Postmeister würgte noch einige Sekunden in stillem Kampfe an der Wahrheit. Schließlich schluckte er sie verzweifelt hinunter.

„Das ist alles, Tom," sagte er, ohne sich umzuwenden.

„Very well — übrigens, Sammy . . .'

Jenkins drehte sich um.

„Du könntest dir die Postoffice etwas mehr up to date einrichten — die Ladies beklagen sich."

„Worüber?"

„Daß ihre Post nach Zigarren riecht."

„Das kann ich ändern, Tom."

Cooper war überrascht. War das der alte redegewandte Sam, der sich sonst so gern in kleine Plänkeleien einließ?

Nachdenklich verließ er den Laden.

Jenkins verbrachte einen elenden Nachmittag. Er kämpfte mit dem Vorsatz, Cooper alles zu gestehen, und ging doch zu Bett, ohne es getan zu haben.

Seine bekümmerte Frau konnte er fast nur mit Gewalt verhindern, nach dem Arzt zu schicken. Ach, wäre es nur ein körperliches Leiden gewesen!

Im Dunkel der Nacht ängstigten ihn alle möglichen Schreckbilder. Lange wälzte er sich auf seinem Lager. Als er endlich einschlief, wurde es noch schlimmer; im Traum erschien ihm eine bleiche Gestalt mit einem Kugelloch mitten in der Stirn.

Jenkins fuhr mit einem Angstruf empor. Nun schlief er nicht mehr ein und rang sich in dieser Nacht zu einem Entschluß durch.

Als er sich morgens erhob, war die erfreute Gattin beruhigt; er war beinahe wieder der alte Sam.

Nach dem Frühstück schirrte er das Pferd vor den Wagen.

„Ich fahre nach Oakdale, Mutter; muß sehen, ob ich da unten nicht irgendwo billigen Weizen bekommen kann — sieh hier nach dem Rechten; Bill kann die Post holen."

„Aber Sam — könntest du nicht näher etwas finden, es sind vierzehn Meilen da hinunter."

Sam schüttelte den Kopf und rasselte ins Tal hinab.

Nach vierstündiger Fahrt in Oakdale angekommen, stellte er sein Pferd unter und ging geradeswegs nach dem

Telegraphenamt. Dort gab er eine telegraphische Anweisung unter Coopers Namen von hundert Dollar an einen Frank Symmons, Stockton, auf und telegraphierte demselben jungen Mann die Worte: „Geh sofort nach Pennsylvania, Onkel."

Endlich war ihm eine Last vom Herzen. Er aß zu Mittag und fuhr in bester Stimmung heim. Es war eine glückliche Lösung, dachte er. Der Telegraphenbeamte kannte ihn nicht, und wenn der unglückliche Neffe erst einmal im Osten war, kam er so leicht nicht wieder nach Kalifornien und würde auch nicht wagen, weitere Forderungen an die Großmut des Onkels zu stellen.

Acht Tage vergingen Sam in alter Beschaulichkeit.

Und dann geschah etwas, das ihn schwer traf.

Unter der Post befand sich eines Tages wieder ein Brief an Thomas Cooper mit dem Poststempel Stockton, und zwar zeigte die Adresse die gleiche Handschrift wie die des Unglücksbriefes.

Es war entsetzlich, aber Sam Jenkins blieb keine Wahl. Er mußte auch diesen Brief öffnen, sonst könnte alles an den Tag kommen.

Das Schreiben lautete:

„Lieber Onkel — Deine hundert Dollar kamen gerade zur Zeit, um ein Menschenleben zu retten. Ich beschloß, Deinem Wunsche gemäß, sofort nach Pennsylvania zu fahren, wurde aber statt dessen schwer krank und mußte das Geld zum größten Teil zu meiner Wiederherstellung verwenden. Was davon übrig ist, reicht nicht bis Pennsylvania. Könntest Du mir noch einmal aushelfen? Fünfzig genügen. Oder, wenn Du mich dort oben gebrauchen kannst, ist's mir noch lieber. Dein dankbarer Neffe Frank Symmons."

Sam Jenkins erkannte zähneknirschend, daß er einem

Lumpen in die Hände gefallen war, und daß die Geschichte eine Schraube ohne Ende zu werden drohte. Aber er packte doch fünfzig Dollars in ein Kuvert und schickte es eingeschrieben und postlagernd an Frank Symmons. Er schrieb nichts mehr dazu, weil er die Nutzlosigkeit einsah, den jungen Mann zu östlichen Reisen zu bewegen, und dann auch, weil es ihm schon schwer genug fiel, Coopers Handschrift in der Adresse nachzuahmen. Er war nun auch zum Fälscher geworden. Immer weiter ging es mit ihm bergab, und seine Schuld ward immer größer.

Sollte es gar noch dahinkommen, daß er seinen Lebensabend hinter eisernen Gittern beschließen mußte?

Er ging seiner Arbeit wie im Traum nach, und er trug das dumpfe, beängstigende, nervenaufreibende Gefühl eines Mannes, der sich nirgends mehr sicher fühlt.

Seine Frau verzweifelte fast. Der trotz aller Abwehr des Alten herbeigerufene Arzt konstatierte eine seelische Verstimmung. Sonst fehle ihm nichts.

Sam Jenkins mußte lachen.

Einige Wochen darauf saß der alte Postmeister wieder einmal unter der Eiche und wartete auf den Elf-Uhr-Zug.

Es fehlte noch etwa eine halbe Stunde, bis er durchpassieren konnte. Der vor ihm heraufkommende Frachtzug kroch unten langsam in die Höhe. Sam Jenkins sah zu, wie die Maschine die lange Wagenschlange keuchend und puffend emporschleppte, daß es im Bergtale widerhallte. Jetzt verschwand der Zug in einer Kurve.

Jetzt kam er näher und kroch endlich langsam an ihm vorbei. Der Alte wechselte einen Gruß mit dem Lokomotivführer; dann rollte die lange Wagenreihe an ihm vorüber.

Als der letzte Wagen an ihm vorbeikam, drängte sich aus der ein wenig geöffneten Tür des Güterwagens ein

junger Mann und sprang gewandt ab, die drohende Geste des auf dem Schlußwagen sitzenden Bremsers mit einer herablassenden Handbewegung beantwortend. Der blinde Passagier stäubte seine schäbig-elegante Kleidung mit einem weißgewesenen Taschentuch ab und, auf den Alten unter der Eiche zuschreitend und vor ihm stehen bleibend, beobachtete er ihn eine Weile ruhig.

„Well?“ fragte Sam Jenkins, verwirrt durch einen ironisch-frechen Zug im Gesicht des jungen Kerls.

„Der Postmeister von Rocky Point, wenn ich nicht irre?“

„Das bin ich. Was Ihr seid, seh’ ich, ohne Euch fragen zu müssen.“

„Sachte, old boy, ich habe in dieser Stadt Verbindungen mit den ersten Häusern!“

„Wer’s glaubt,“ brummte Sam verächtlich.

„Tom Cooper ist mein Onkel, so wahr ich Frank Symmons heiße.“

Der Postmeister saß betroffen da. Nun hieß es rasch handeln. Welch ein Glück, daß Cooper fort war und nicht vor morgen zurückkam. Die Zeit mußte er benützen, um den Menschen auf irgend eine Art wieder weiter zu bringen. Aber wie?

„So so,“ sagte Sam, sich gewaltsam fassend, „Tom Cooper ist verreist.“

„So warten wir auf den alten Herrn; ich fühle überhaupt, daß mir die Bergluft gut tut. Wenn die Post herein ist, worauf Sie, wie ich annehme, warten, werde ich Sie um einen Platz in Ihrem Wagen bitten.“

Der Alte nickte.

Als er mit seinem fatalen Begleiter und der Post eine Weile darauf in unbeschreiblicher Aufregung nach Hause fuhr, strengte er seinen ganzen Scharfsinn an, um einen Ausweg zu finden.

„Womit beschäftigen Sie sich?" fragte er den jungen Mann.

„Bis jetzt," entgegnete der Bursche, sich eine Zigarette drehend, „habe ich immer versucht, um eine Beschäftigung herumzukommen."

„Die Folgen sieht man."

„Sehr richtig."

„Also wird's Zeit, daß Sie anfangen zu arbeiten."

„Können Sie mir eine Arbeit nachweisen, bei der man sich die Hände schonen kann?"

„Da ist Chikago, ein Bruder von mir lebt dort, er könnte Ihnen behilflich sein. Gelegenheiten gibt's dort genug."

„Und das Reisegeld?"

„Dafür würde sich Rat schaffen lassen."

„Sachte! Der Onkel hat mich schon dreimal mit seinem Geld deportiert, und Sie sehen mich bis jetzt noch immer hier."

„Ich könnte da vermitteln, wenn Sie mir alles überlassen, natürlich würde man Ihnen diesmal das Billett kaufen — nach dem Vorgefallenen."

„Begreiflich," erwiderte Frank Symmons in größter Seelenruhe, „Sie scheinen übrigens sehr dick mit meinem Onkel zu sein. Ich will mir den Vorschlag überlegen. Heute wollen wir Rocky Point auf den Kopf stellen."

Und er hielt Wort. Die Bürger wähnten, die Zeiten der Goldsucher seien zurückgekehrt. Mit fünf Dollars, die er dem alten Postmeister abgeknöpft, organisierte er ein fideles Fest. Er pumpte das ganze männliche Rocky Point voll mit Whisky und schuf Zustände, die an Anarchie grenzten. Als es dunkel geworden, durchzog eine johlende Bande die einzige Straße des Örtchens und ihr

Anführer schoß mit einem Coltrevolver jede auftauchende Handlaterne aus.

Und Sam Jenkins, der Friedensrichter, rührte sich nicht. Keiner der Männer war nüchtern genug, um darüber nachzudenken.

Um zehn Uhr kehrte Frank Symmons in Jenkins Laden zurück und wünschte sich aufs Ohr zu legen.

Man räumte ihm im Laden eine Schlafstelle ein.

Als Sam am anderen Morgen die Läden seines Geschäftslokals öffnen wollte, machte er die Entdeckung, daß dies schon bei einem Laden und Fenster besorgt war. Ein sofort aufsteigender Verdacht bewog ihn, sich nach dem Lager des unerwünschten Gastes umzusehen.

Es war leer.

Er ging nach der Ladenkasse, die er am Abend vorher in Sicherheit zu bringen vergessen. Sie war auch leer.

Auf dem Boden lagen leere Kartons und Schachteln.

In der Mitte des Ladens fand Sam auf einem unordentlichen Haufen die früheren Kleidungsstücke des Entwichenen; der Hut lag obenauf. Daran steckte ein Zettel mit der Aufschrift:

„Dear Sammy! Ich gehe, um nicht wiederzukehren. Es ist besser für mich und Eure Stadt. Ich bitte, diese meine alte Haut im Museum von Rocky Point aufzubewahren, zur Erinnerung an den tollsten Tag, den die Stadt seit fünfzig Jahren gesehen. Yours for ever F. S.“

Da atmete Sam Jenkins tief und freudig auf. Jetzt war er den Burschen für immer los.

Ein zuverlässiges Mittel gegen die Motten von dauerndem Erfolg

Von S. Pötter / Mit 4 Bildern

Zu keiner Jahreszeit, am wenigsten allerdings im Sommer, ist die Hausfrau vor den ihr verhaßten Feinden der Polstermöbel und Wollsachen, der Pelze und Teppiche, vor den Motten sicher. Die angeregteste Unterhaltung kann plötzlich abgerissen werden, wenn Frauen einen der winzig kleinen, gelblichweißen Schmetterlinge durchs Zimmer fliegen sehen. Die Jagd auf den Übeltäter duldet keinen Aufschub, und an dem Rettungswerk beteiligen sich schließlich — ob gern oder grollend ist nebensächlich — alle Anwesende, denn der durch Mottenfraß entstehende Schaden ist groß. Ja, er ist sogar noch viel beträchtlicher als diejenigen meinen, die ihn nur nach den sichtbar gewordenen Löchern beurteilen. Bei genauerer Prüfung ergibt sich, daß schon mit den für das Auge kaum sichtbaren flachen Gängen und muldenartigen Vertiefungen, die sich die Raupen in frühester Entwicklung in die Stoffe bohrten, das Zerstörungswerk beginnt. Die Schädlinge sind aber gar nicht die fliegenden Motten, die wie alle Schmetterlinge nur verkümmerte Freßwerkzeuge haben. Meist fliegen nur die Männchen, während die Weibchen, aus deren Eiern dann nach acht bis zehn Tagen die gefräßigen Raupen, die wirklichen Feinde, hervorschlüpfen, langsam kriechend wandern. Die Gefahr fliegt also nicht mit den ums Licht flatternden Motten ins Haus, sondern wird meist schon mit den Wollsachen, vor allem

in Polstermöbeln, ins Haus geschleppt. In der Polsterung sitzen die Mottenweibchen, befinden sich die Eier und die verderblichen Raupen.

Mittel gegen die Plage gibt es allerlei und eins der brauchbarsten, das keine tüchtige Hausfrau unbenutzt läßt, besteht in häufigem Klopfen und Lüften der bedrohten Gegenstände. Die Tiere werden dadurch beunruhigt, aus ihren Verstecken getrieben, viele auch getötet — aber nicht völlig vertilgt. Daß man ferner mit starkriechenden Stoffen die Motten zu vertreiben sucht, steht jedem des üblen Duftes wegen in nicht besonders angenehmer Erinnerung. Um jedoch alle mottengefährdeten Möbel in der Wohnung, und zwar nicht nur vorübergehend vor den Zerstörungen durch die kleinen Eindringlinge zu sichern, würde man eine so beträchtliche Menge von Vertilgungsmitteln verwenden müssen, daß es auch die Menschen in der Atmosphäre kaum aushalten würden. Dauernden und unbedingten Schutz gewähren alle diese Abwehrmaßnahmen nicht, weil die Wirkung sich früher oder später verliert. Man weiß auch wohl, daß umfassende Anwendung von Blausäuregas oder Behandlung der Wollstoffe mit Kälte in besonderen Kühlanlagen die Motten tötet; für die Hausfrau haben indes diese Verfahren bei ihrem Kampf gegen diese Schädlinge keinen praktischen Wert.

Es gibt jetzt aber ein geruchloses und die wertvollen Eigenschaften der Wolle, auch ihre Färbung in keiner Weise beeinträchtigendes Schutzmittel, das von den Stoffen aufgenommen wird und sie für die Motten dauernd ungenießbar macht. „E u l a n“, das nach jahrelangen chemischen und zoologischen Untersuchungen von den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer u. Co. in Leverkusen bei Köln a. Rh. erfunden und in den Handel

gebracht wurde, macht die Stoffe „mottenecht", das heißt imprägniert sie dauernd so, daß sie von den Mottenraupen nicht mehr zerfressen werden. Längere Zeit angestellte Vergleichsversuche mit Wollappen, die mit Eulan getränkt waren, und solchen ohne diese Behandlung er-

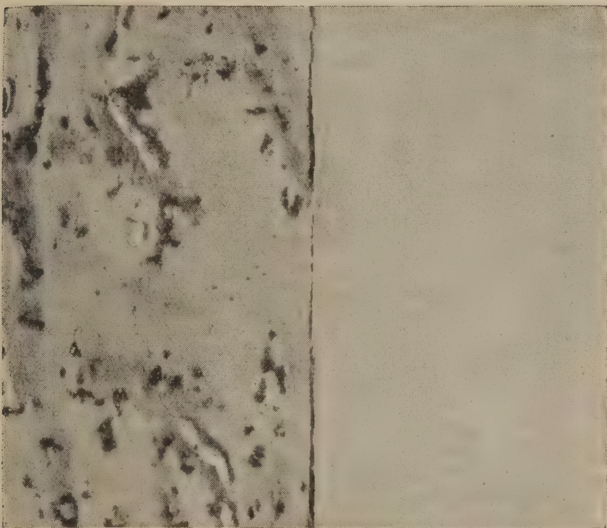


Abb. 1. Damentuch unbehandelt. Mit Eulan behandelt.

gaben, daß die ersteren noch nach Monaten trotz der darauf ausgesetzten Raupen völlig unbeschädigt blieben, während die anderen deutliche Spuren der Zerstörung, zahlreiche Löcher und Überreste der Mottenmahlzeiten aufwiesen (Abb. 1). Die vollkommene Schutzwirkung des Eulan zeigt auch deutlich ein Vergleich der beiden Glasröhren auf unserer Abbildung 2. Die eine war mit gewöhnlicher, ungesponnener Wolle gefüllt, die andere mit solcher, die mit Eulan behandelt war. In jedes

Röhrchen hatte man dann fünfzig Motteneier getan. Nach einem halben Jahr war, wie die photographische Aufnahme bezeugt, die mit Eulan behandelte Wolle völlig unversehrt erhalten geblieben; die aus den Eiern geschlüpften Raupen waren schon nach wenigen Tagen vor Hunger verendet. Im anderen Röhrchen dagegen war die ungetränkt gewesene Wolle gänzlich verzehrt; keine Faser blieb davon übrig, nur der Kot der Raupen, leere Puppenhüllen, einige Schmetterlinge und verhungerte Raupen fanden sich als Bodenrest darin vor. Wie gründlich die Zerstörungen sind, die ein einziges Tier verursacht, sieht man aus den Abbildungen 3 und 4, der beiden Läppchen eines grauen Herrenkleiderstoffes. Jedes von ihnen war mit einem Mottenei in geschlossenem Gefäß so lange aufbewahrt, bis der Schmetterling ausschlüpfte. Was in der Zwischenzeit die sich allmählich in ihren Kokon einspinnende kleine Raupe anzurichten vermocht hat, zeigen die vielen Löcher des zerfressenen Gewebes.

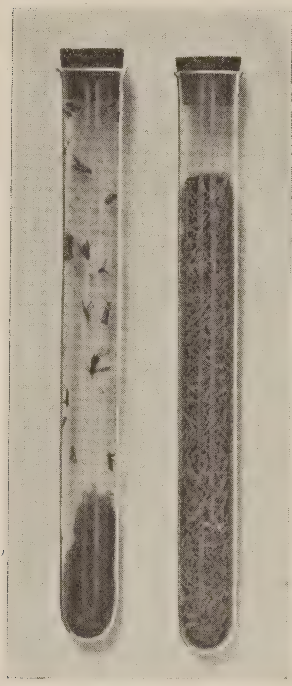


Abb. 2. Links: unbehandelte, rechts: eulangetränkte Wolle im Reagenzglas. (1/2 natürliche Größe.)

Da nun in Eulan ein sicher und dauernd wirkendes Schutzmittel gegen die Motten gewonnen ist, wird es sich

jedenfalls bald einführen, daß die Wollstoffe schon bei der Anfertigung mit Eulan behandelt, also „mottenecht" gemacht werden. Zur Sicherung aber der bereits vorhandenen, gefährdeten Polstermöbel, Kleider und Teppiche ist jeder Hausfrau zu empfehlen, sich das im Kleinhandel käufliche Mittel zunutze zu machen.

Das Verfahren der mottenechten Ausrüstung macht keine erheblichen Schwierigkeiten. Man löst das Eulan durch Übergießen mit heißem Wasser auf und verdünnt die Lösung durch Zusatz von kaltem Wasser. Kleinere

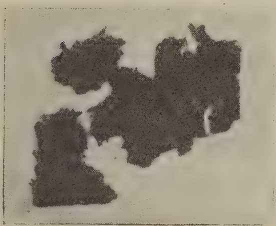


Abb. 3.

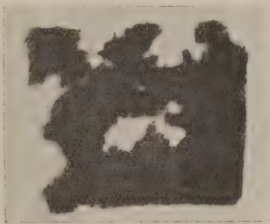


Abb. 4.

Grauer Herrenkleiderstoff, jeweils von einer einzigen Raupe zerfressen.
(Wiedergabe in natürlicher Größe.)

Stücke, wie Strümpfe, Trikotagen, Decken, Vorhänge und dergleichen, taucht man in die erkaltete Lösung, bis sie völlig durchnäßt sind, Teppiche begießt man mit Benützung einer Zimmergießkanne, die eine feine Brause hat, gründlich und gleichmäßig. Die Behandlung der Polstermöbel erfordert wohl etwas mehr Sorgfalt, ist aber nach der jeder Eulanpackung beigegebenen Gebrauchsanweisung leicht vorzunehmen. Ein paar Stunden nach der Behandlung mit Eulan werden die Sachen mit Wasser gespült, Teppiche mit der Gartengießkanne übergossen und schließlich an der Luft getrocknet. Sie sind so-

dann dauernd geschützt vor der Zerstörung durch die Motten.

Auch vorsichtige Wäsche mit kalter Seifenlösung hebt die Eulanwirkung nicht auf. Mantelstoffe verlieren im Regen ihre Mottenechtheit nicht. Der Aufwand von Arbeit und Kosten ist gering im Verhältnis zu der gewonnenen Sicherung der zumal bei den heutigen Preisen außerordentlich hohen Werte aller Wollsachen. Bedenkt man, daß die Wollproduktion der ganzen Welt im Jahr 1913 etwa eine Milliarde Kilogramm betrug, und schätzt man, daß etwa ein Prozent der durchschnittlichen jährlichen Erzeugung den Motten zum Opfer fällt, so würden es, sobald die Wollherstellung die Höhe der Vorkriegszeit wieder erreicht haben wird, zehn Millionen Kilogramm Wolle sein, die jedes Jahr von den Raupen der kleinen Motten aufgefressen werden. Daß es den jahrelangen, sorgfältigen und umfassenden Untersuchungen und gründlichen wissenschaftlichen Versuchen der deutschen Firma gelungen ist, endlich ein so zuverlässiges Abwehrmittel herzustellen, bedeutet einen Gewinn für jede Familie und auch volkswirtschaftlich einen bedeutsamen Fortschritt.

Ein uraltes Gewerbe

Von Reinhold Prugger / Mit 6 Bildern

Trotzdem in unseren Wäldern immer noch Holz zu Kohlen gebrannt wird, sind es doch nur wenige Menschen, die einen rauchenden Kohlenmeiler gesehen haben. Der im Zeitalter der hochentwickelten Technik Lebende vermag sich nicht leicht vorzustellen, daß die urtümliche Art des Brennens von Holzkohle jetzt noch „zweckmäßig" sein könnte. Und doch wäre es falsch, zu glauben, daß es sich nur um ein überlebtes Verfahren handelt.

Man darf wohl annehmen, daß der Urmensch beim Verbrennen von Holz beobachtete, daß die in der Glut gewesenen Stücke verkohlten und wieder von neuem brannten. Ebenso ist denkbar, daß man schon früh beim Versuch, einen Brand durch Aufwerfen von Sand zu ersticken, die Einsicht gewann, daß unter dieser Decke weiterbrennendes Holz Kohlen ergab.

Bis in die Zeiten der Griechen und Römer kann man zurückgehen, um bestätigt zu finden, daß die hauptsächlichen Vorgänge der Arbeitsweise von dem nach 400 vor Christus lebenden Theophrast fast ebenso geschildert werden, wie sie noch jetzt üblich sind. Plinius, der im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schrieb, gab an, daß man bei der Anlage eines Kohlenmeilers die Holzscheite pyramidenartig aufeinander ordnete, den Scheiterhaufen mit Erde bedeckte, ihn im Innern anzündete und zuletzt Löcher durchgestoßen habe, um dem Rauch Abgang zu schaffen. Daraus geht hervor, daß die damalige Anlage eines hügelartig geformten Kohlenmeilers und die Ge-

winnung der Holzkohle von der heutigen Methode wenig verschieden gewesen ist.

Unsere Urgroßeltern konnten nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Haushalt die Holzkohle nicht missen. Viele Speisen, die einst auf dem offenen Herdfeuer zubereitet wurden, braten über der nur in geringem Maße Flammen gebenden und je nach Behandlung mit dem Blasebalg oder Federwedel schwache oder starke Hitze erzeugenden Holzkohle. Damals war es auch noch nicht gleichgültig, welches Holz auf dem offenen Herd brannte, denn nicht alle Leute besaßen einen „Bratofen", der allerdings jede Holzart zu verwenden erlaubte.

In der Küche gebrauchte man Holzkohle gerne, da sie bei genügendem Luftabzug weder sauere Dämpfe noch Gase entwickelte, während beim Holzbrand über offenem Herdfeuer zubereitete Speisen einen unangenehmen, rauchigen Geschmack erhielten. Weißfische, Heringe und Würste werden auf Volksfesten heute noch über Holzkohlenfeuer zubereitet und auch zum Rösten der Kaffeebohnen und der süßen Kastanien bedient man sich der glühenden Holzkohle. Hausfrauen, die kein „elektrisches" Bügeleisen besitzen und aus Sparsamkeitsgründen das mit Spiritus erhitzte Plätteisen nicht verwenden wollen, greifen auch jetzt wieder gern zum veralteten Bügeleisen, das mit Holzkohlen gefüllt wird. In Küche und Haushalt dürfte dies allerdings die letzte Verwendungsweise der einst unentbehrlichen Holzkohle sein. Umso wichtiger ist sie für die verschiedenartigsten gewerblichen, technischen und industriellen Zwecke. Der moderne Chemiker könnte manche seiner Arbeiten ohne Holzkohle gar nicht vornehmen.

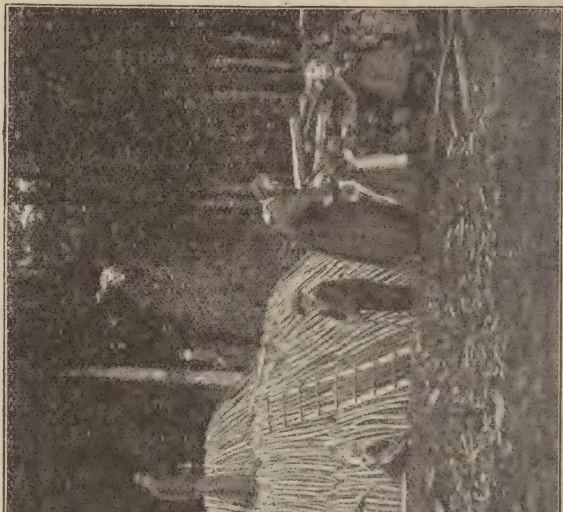
Warum hat sich nun inmitten unserer hochentwickelten Technik die urtümliche Bereitung der Holzkohle er-

halten? Es handelt sich nämlich nicht allein darum, daß Kohlenmeiler an Ort und Stelle in den Wäldern errichtet werden können, eine Bequemlichkeit, die allerdings wesentlich für die Anwendung des einfachen Verfahrens spricht. Wollte man runde oder eckige Meileröfen aus Mauerwerk aufführen, wie das versuchsweise



Das Zusammensetzen der Holzprügel zu einem Meiler.

geschehen ist, so gingen zwar Nebenprodukte wie Teer und Holzessig nicht verloren, wie dies beim alten Meilerbetrieb fast unvermeidlich ist, man würde aber dabei nicht nur eine geringere Ausbeute, sondern auch eine weniger gute und brauchbare Holzkohle erhalten. Zur Gewinnung von Kohle, wie sie zu gewissen Zwecken gebraucht wird, ist ein entwickelteres technisches Verfahren erdacht worden, zur Erzeugung von guter Kohle, die sich für andere Verwendungsarten eignen soll, blieb man bei der Verkohlung des Holzes nach dem einfachen alten System. So ist die sonst kaum mehr nachweisbare



Aufschichten der Hölzer zu einem Meiler.

Tatsache zu verstehen, daß sich ein jahrtausendealtes Verfahren im Zeitalter der hochentwickelten Technik als ebenbürtig erhalten hat.

Seit alter Zeit fand die Verkohlung in Gruben, dann

aber immer mehr in Meilern statt, wobei das Holz aufrecht gestellt oder liegend angehäuft wurde; die letztere Art findet sich mehr in nördlichen Ländern. Wichtig ist dabei die Wahl des Platzes und die Art des Bodens, welcher so beschaffen sein muß, daß er beim Brennen der Luft weder zu wenig noch zu viel Durchzug gestattet.



Die Oberfläche des fertigen Meilers wird mit Rasen belegt.

Lehmboden wird leicht zu fest und undurchlässig, weshalb er mit Erde und Sand vermischt werden muß. Sandiger oder kiesiger Grund läßt zu viel Luft durch, und das Ergebnis nach dem „Brand" wären leichte Kohlen, die kein starkes Feuer geben würden. Bei felsigem oder steinigem Grund würde, wie auch bei lehmigem Boden, die Verkohlung in den unteren Schichten mangelhaft erfolgen; das aus dem Holz gezogene Wasser bliebe auf diesem Grund stehen, wodurch das Feuer zurückgehalten und ein Teil des Holzes mangelhaft oder gar nicht verkohlen würde. Brüchiger oder von Gängen

durchzogener Boden eignet sich ebenfalls nicht, da sonst die Verkohlung zu rasch erfolgen könnte. Da ein aufgerichteter und in Brand gesetzter Meiler mehrere Wochen hindurch im Innern glimmt und schwelt, muß man bei der Anlage auch dafür sorgen, daß er durch Überschwemmungen und Ansammlung von Regenwasser nicht be-



Ein brennender Meiler.

schädigt werden kann. Je nach der örtlichen Lage müssen für das zu erwartende Regenwasser Abzüge oder verdeckte Gräben unter der Kohlenstätte angelegt, überbohlt und mit Erde überschüttet werden. Jede bei der Anlage unterlassene Vorsorge rächt sich im weiteren Verlauf der Arbeit.

Ist die kreisförmige Anlage des Bodens, auf der sich das aufgeschichtete Holz erheben soll, gut vorbereitet, dann werden in der Mitte lange Stangen aufgerichtet, an die ringsum die längsten Stücke von dem zum Verkohlen bestimmten Holz angelehnt werden. Vorher sind

Klötze eingeschlagen worden, auf welche man dünne trockene Holzsplitter anhäuft, die nach dem kegelförmigen Aufbau der Scheite zum Anbrennen dienen. Ein „Richtstock", der gleichfalls vor dem Aufschichten des Holzes von den in der Mitte befindlichen Klötzen bis an den beabsichtigten äußeren Umfang des Meilers eingebracht wird, bildet das Ansteck- oder Zündloch. In diese Öffnung führt der Kohlenbrenner eine brennende Stange, an der sich mit Harz getränkte Lappen befinden, ein und entzündet damit die im Mittelpunkt aufgehäuften Holzsplitter. Das geschieht allerdings erst dann, wenn der Meiler mit Erde beworfen worden ist, denn Holzkohle wird ja durch Erhitzen der Holzmasse bei sparsamem Luftzutritt hergestellt. Im wesentlichen sollen ja nur die aus dem erhitzten Holz sich entwickelnden Gase und Dämpfe verbrennen.

So wichtig die Bodenbeschaffenheit bei der Anlage eines Meilers ist, so bedeutsam ist die Wahl der Erde oder der Rasenstücke zum Abdecken. Bei fehlerhafter Behandlung könnte einige Tage nach dem Anstecken der Meiler bersten und das nun in voller Glut offenstehende Holz verbrennen. Lehmerde, die man zum Abdecken verwendet, würde in der Hitze Risse erhalten und durch den Luftzutritt ergäbe sich abermals statt des langsamen Verkohlens ein jäher Brand, wobei das Holz teilweise oder völlig vernichtet würde.

Es bedurfte langer Erfahrung, bis es dahin kam, daß die Kohlenbrenner alle Fehler vermeiden lernten, die zum Mißlingen ihrer durchaus nicht einfachen Arbeit führen können. Es gehört gute Beobachtung der Menge und Farbe der entweichenden Dämpfe dazu, um zu erkennen, wann und an welchen Stellen es nötig ist, Löcher in den Meiler zu stoßen, zu „öffnen", oder zu schließen

und das Feuer gleichmäßig durch die ganze Anlage richtig zu leiten. Nicht weniger geschickt muß der Köhler beim Nachfüllen der während des Verkohlens entstehenden Höhlungen vorgehen. Wind und Wetter muß er beachten und unzählige Kleinigkeiten sind wichtig. Kleine Ver=



Ein brennender Meiler wird von oben geöffnet und mit Holz nachgefüllt.

säumnisse können Ursache sein, daß der ganze Inhalt des Meilers verdirbt, oder nur ein geringer Teil schlechter Kohlen übrig bleibt. Vom Anlegen bis zum Abkühlen des Meilers ist also viel Geschick nötig, wenn das Ergebnis lohnend sein soll.

Das Schlagen des Holzes beginnt meist im April und

währt bis Anfang Juni. Dann errichtet der Köhler den Meiler. Ist dieser zum Anzünden fertig, dann muß er in einer einfachen Hütte, die er sich erbaut, drei bis vier Wochen einsam leben, und seinem Meiler alle Aufmerksamkeit zuwenden, bis der Tag kommt, an dem er ihn löschen und öffnen darf. Da den Köhlern bei gutem Verlauf des Brandes manche freie Stunde gegönnt ist, beobachten sie gerne die Natur, und viele unter diesen Männern neigen zu grüblerischer Betrachtung des Laufes der Welt.

Wir reden von „Köhlerglauben", wenn etwas gesagt wird, das uns rückständig erscheint; das Wort wird aber auch so verstanden, daß jemand einem blinden Glauben folgt, weil ihm die eigene Meinung oder Überzeugung fehlt. Man stellt auch den „blinden Köhlerglauben" der wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber. So hat man das Wort einst nicht verstanden, da man sagte: „Köhlerglaube ist der beste". So wird erzählt, der Teufel sei einmal im Kleide eines Bischofs zu einem sterbenden Köhler gekommen, um ihm in der letzten Stunde eine Falle zu stellen. Der Teufel fragte: „Was glaubst du?" Der Köhler erwiderte: „Was die Kirche glaubt." Nun wollte der Teufel wissen, was denn die christliche Kirche glaube und erhielt die Antwort: „Das, was ich glaube!" Vor diesem schlichten Glaubensbekenntnis wich der Versucher zurück. In einer alten, namenlosen Sammlung heißt es: „Ich wil glauben wie der Koeler glaubt. Schlecht und recht." In den deutschen Sprichwörtern, die Agricola aufgezeichnet hat, bezeichnet der Ausdruck Köhlerglaube die einfache kindliche Frömmigkeit, im Gegensatz zu geistlicher Selbstüberhebung. Damit war also einst nichts weniger gemeint als dumpfer Autoritätsglaube.

Im Bayrischen Wald traf ich einst einen Köhler an seinem Meiler. Der noch immer rüstige Mann sah aus wie Schwinds „Rübezahl". Als die Frage auf sein Alter kam, wußte er nicht, wie hoch er in Jahren stand. Es lag ihm auch nichts daran, darüber Gewißheit zu haben,



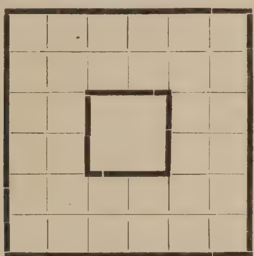
Der Köhler vor seiner mit Rasen belegten Hütte.

denn er fühlte sich nicht alt. Es gäbe Leute, die sagten, er sei erst neunzig und andere, die meinten, er wäre hundert Jahre alt. Vielleicht sei er noch älter, aber das käme ja auf eins heraus. Seine erste Frau und alle Kinder aus dieser Ehe lebten längst nicht mehr; aber er habe spät nochmal geheiratet. Der Alte wußte nicht, daß Deutschland ein Kaiserreich sei. Von einem dritten Napoleon hatte er nie gehört. Aber vom ersten Franzosenkaiser konnte er mancherlei erzählen. Nie war der Mann in einer Stadt gewesen; er kannte die nächstgelegenen Dörfer kaum. An Bier lag ihm nichts; aber sein Pfeifchen, das er selber geschnitzt, ging selten aus. Da ich mich

verirrt hatte, riet er mir, bei ihm zu bleiben, bis eine seiner Töchter käme, die ihm Essen brächte. Am anderen Tag erschien eine große, blonde Gestalt, die älteste Tochter des Köhlers, die dann mit mir bis zum nächsten Dorf ging. Den Tag, den ich bei dem Manne verbrachte, der nicht wußte, wie alt er war, dem alle Umwälzungen der Welt fremd geblieben waren, werde ich nicht vergessen und noch weniger die grundgescheiten Ansichten des Alten über Menschen und Dinge. Der körperlich und seelisch frische Mann ist glücklich, zufrieden und heiter gewesen. Sein gesunder Köhlerverstand hätte manchen siebengescheiten Schwätzer in arge Bedrängnis gebracht.

Mancher Stadtmensch, der voll steter Unrast nie zu sich selber kommt, könnte einen Köhler um sein besinnliches und friedliches Dasein beneiden.

Quadraträtsel



Die Buchstaben A A A A D D E E E E E I I I I L L L L M M N N N N N N U U V V sind so in die leeren Felder der Figur einzusetzen, daß die vier wagrechten Reihen, gleichlautend den senkrechten, Wörter folgenden Sinnes ergeben: 1. das Feenreich der Dichter, 2. Ortschaft in Rumänien, 3. eine deutsche Oper, 4. einen mitteleuropäischen Fluß

Alfred Leške.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Vom Essen und vom Durste

Von Paul Hundt

Man spricht vom vielen Trinken wohl, — doch nie vom großen Durste." Was soll man anders gegen den Durst tun, als trinken?! Es ist hier nicht der große Durst derer gemeint, die in Massen alkoholische Getränke zu sich nehmen, dem Wahlspruch folgend: „Wer nicht gut trinken kann, der ist kein Mann", sondern der Durst des mäßigen Durchschnittsmenschen, sein wie der Hunger auftretendes Verlangen, dem Körper Flüssigkeit zuzuführen.

Dieses Bedürfnis ist natürlich. Wie jedermann weiß, verursacht es mehr Qual als der Hunger. Hungerkünstler haben mehrere Wochen hindurch ohne feste Nahrung gelebt, aber sie mußten während der Zeit etliche Flaschen kohlensaures Wasser trinken; andernfalls hätten sie kaum länger als eine Woche ihre „Kunst" üben können. Reisende, die Wüsten durchziehen, haben auf den „Durststrecken" unsäglich zu leiden. Die reichlichsten und leckersten Speisen helfen nicht über die Qualen hinweg, die der Durst verursacht; die Eßlust wird sogar immer geringer, je mehr die Zunge nach Feuchtigkeit lechzt.

Trinken muß der Mensch; es ist in gewissem Sinne nötiger als das Essen. Nun aber ist die Frage, ob wir nicht auf das Trinkbedürfnis Einfluß haben, ob es sich nicht steigern oder schwächen läßt, sei es, daß es unbewußt geschieht oder absichtlich. Jedermann weiß, daß man nach gewissen Speisen durstig wird. Nun soll man aber nicht gedankenlos sagen: „Unsere Nahrung erzeugt Durst". Speisen, die viel Fett und Stärkemehl enthalten, werden, selbst wenn sie ganz schwach gewürzt sind, unter Wärme-

bildung verdaut. Diese Wärme haben wir unbedingt nötig, vor allem im Winter. Eben darum genießen wir ja Fleisch und Mehlspeisen; wir müssen den Organismus „heizen", das erfordert unser Klima. Im Sommer wird die durch die fett- und mehlhaltige Nahrung erzeugte Innenwärme allerdings stark fühlbar: wir sind in der heißen Jahreszeit durstiger, und darum müssen wir trinken. Dieses „darum müssen wir trinken" ist an sich ja die „notwendige Folge", aber muß es nicht als durchaus unzweckmäßig bezeichnet werden, sich erst durch jene Speisen zu erhitzen und sich dann durch den Trunk abzukühlen? — Die richtige Folgerung aus der Erkenntnis, daß Fleisch und Mehl, in größeren Mengen genossen, die Körperwärme unnötig steigern, wäre doch, möglichst wenig davon zu genießen und statt ihrer mehr Obst und Gemüse, die nicht erhitzend wirken.

In gleicher Lage befinden sich jene, die scharfe Gewürze genießen. In diesem Falle steigert der Reiz ebenfalls die Körperwärme, und der dadurch hervorgerufene Durst zwingt zur Aufnahme von Flüssigkeit, die den Körper wieder abkühlen muß. Hierzu kommt aber noch, daß die scharfen Gewürze die Geschmacks- und Verdauungsnerven angreifen und abstumpfen. Damit nun der Geschmack in gleicher Stärke empfunden werde, nimmt der Esser immer größere Mengen des Gewürzes zu sich und steigert so völlig unnötig die Erhitzung des Körpers, das Durstgefühl und damit das Verlangen nach abkühlenden Flüssigkeiten. Das vermehrte Trinken bereitet natürlich den zu ihrer Verarbeitung bestimmten Organen erhöhte Arbeit und strengt sie über das Maß des Notwendigen hinaus an; das „Bierherz" als Folge dieser Anstrengung ist bekannt genug. Der große Durst, der Zwang zum Trinken, beruht fast ausschließlich auf der Naturwidrig-

keit des Genusses unnötiger scharfer Gewürze. — Im letzten Menschenalter gab man, geschult durch Wissenschaft und Technik, viel auf Zweckmäßigkeit. Auf dem Gebiete der Ernährung führte sie zur naturgemäßen Lebensweise. Man erkannte das Unzweckmäßige des reichlichen Genusses erhitzender Speisen und Gewürze, wandte sich namentlich von dem zur allgemeinen Gewohnheit gewordenen reichlichen Fleischgenuß ab, verbannte die scharfen Gewürze und aß mehr Gemüse und Obst. Das geschah aber nur bei einem verhältnismäßig kleinen Teil des Volkes. Die große Mehrheit blieb bei der alten unzweckmäßigen Lebensweise, nach der „Fleisch das beste Gemüse" ist. Der Krieg und seine Folgen zwang nun zwar vielen die fleischarme Lebensweise auf, die ausländischen scharfen Gewürze wurden sparsamer verbraucht — ein Umstand, den man zur Zeit der Bierknappheit und Teuerung leichter ertrug, auch jetzt verlängern die Preise den Zwangszustand für viele, aber die Mehrheit kehrte doch zur unzweckmäßigen Lebensweise zurück, die sich in dem Zirkel bewegt: Erhitzung des Körpers über das notwendige Maß hinaus durch zu viel Fleisch und scharfe Gewürze — starker Durst —, Stillung des Durstes durch Aufnahme von Flüssigkeiten in größeren Mengen — starke Anstrengung der diese verarbeitenden Organe.

Wer reizlose Nahrung, also die erhitzenden Speisen nur in geringen Mengen und schwach gewürzt genießt, der empfindet auch das Durstgefühl in natürlicher Stärke. Für ihn ist das Flüssigkeitsbedürfnis bedeutend geringer, als für den Anhänger der alten Ernährungsart. Als durststillende Getränke sind bei uns meist Bier und Wein beliebt. Bei der Beurteilung der Trinksitten müssen die Ernährungsverhältnisse beachtet werden. In ihnen sind wichtige Gründe für unsere Trinksitten enthalten. Diese

Frage ist eng verknüpft mit den Eßsitten. Wünscht man einen Einfluß auf jene auszuüben, so muß man unbedingt zuvor die Änderung dieser anstreben.

Die Notwendigkeit, die Trinksitten so zu beeinflussen, daß wir immer mehr von den geistigen Getränken abkommen und dafür Obstsäfte und andere weingeistlose Flüssigkeiten genießen, wird von keinem Einsichtigen bestritten. Wir kommen der Lösung dieser Aufgabe aber nicht näher, wenn wir fortfahren, durch das unzweckmäßige Essen erhitzender Nahrung den Bier- und Weindurst immer wieder zu erzeugen und zu steigern. Aufklärung über die Essensfrage tut daher vor allem not. Wir müßten zu einer mehr naturgemäßen Lebensweise kommen, in der Hauptsache also von der Überschätzung des Fleisches lassen, dazu von Gewürzen den mäßigsten Gebrauch machen, und endlich mehr Gemüse und Obst verzehren.

Bei solcher Lebensweise ginge das Trinkbedürfnis von selbst auf ein geringes Maß zurück. Verringert sich der Verbrauch an geistigen Getränken durch die veränderte Lebensweise, dann könnten wir einen großen Teil des Volksvermögens und der Arbeitskraft, das jetzt ihm geopfert wird, zur Förderung wertvollerer Annehmlichkeiten verwenden, ganz abgesehen davon, daß die Gesundheit großen Nutzen davon hätte.

Mannigfaltiges

Ein Schwabenstreich

Nirgends geht's wunderlicher zu als in der Welt, lautet ein altes Sprichwort, und im Lauf der Zeiten bestätigt sich diese Wahrheit immer aufs neue. Gäbe es menschenähnliche Wesen auf einem anderen Planeten, dann könnte man ruhig hundert gegen eins wetten, daß sie dort das gleiche Sprichwort für richtig halten. Wie viel haben die Menschen einst ausgestanden, die ein einiges Deutschland ersehnten unter dem schwarz-rot-goldenen Banner. Es war ein strafwürdiges Vergehen, wenn jemand wagte, eine Zierquaste in diesen Farben an der langen Pfeife zu befestigen oder um einen Spazierstock, der allerdings nicht selten ein derber Ziegenhainer Knittel war, zu binden. Je nach dem Stand wanderten diese Patrioten ins Gefängnis oder in eine Festung. Dann erkämpfte Deutschland 1870 seine Einheit, die es den ewig unschuldigen Franzmännern verdankte, die den Krieg heraufbeschworen hatten und, wie üblich, nachher nichts davon wissen wollten. So haben sie ja auch früher die Pfalz ganz ohne böse Absicht verwüstet und überhaupt in Deutschland immer nur mit schmerzlichster Entsagung übel gehaust. Nach 1870 erklärte man Schwarz-Weiß-Rot als die Farben des neuen Reiches. Als es 1918 zum Zusammenbruch kam, erlebte aber Schwarz-Rot-Gold seine Auferstehung. Nun gibt es wieder, wie einst, Kämpfe um diese Bannerfarben; kurz und gut, wir müssen uns eben immer irgendwie im Innern befehden, die Kräfte der Nation zersplittern und der Welt ein Schauspiel geben, das sie zu weiterer Bedrückung ermutigt.

Als in einer politisch trüben Zeit Tausende ihre Hoffnungen auf das schwarz-rot-goldene Panier setzten, das doch als staatsverräterisch überall verpönt war, dachten in der einstigen Reichsstadt Ulm an der Donau begeisterte Patrioten darüber nach, ob dem Verbot nicht doch irgendwie eine Nase zu drehen wäre. Die Herren im Rat brachten wohl allerlei vor, gerieten aber doch auf

keinen guten Gedanken. Da schaute in einer ratlosen Pause der Bürgermeister zum Fenster hinaus und bemerkte, wie auf der Straße drei Ochsen vorbeigetrieben wurden. Der Zufall kam wieder einmal, wie so oft, den biedern Ulmern zu Hilfe. Im Hirn des Bürgermeisters leuchtete ein kühner Gedanke auf; ihm fiel ein, daß drei Brauer unter den Magistratsräten saßen, und er verkündete freudig seinen Gedankenblitz: künftig sollte jeder der drei Brauer einen Ochsen als seinen Schild führen, und zwar jeweils in den verbotenen Farben: Schwarz, Rot und Gold. Dabei sei nichts gewagt und keine Polizei und Staatsgewalt könne sich dagegen erheben. Was der kluge Mann ausgesprochen, fand Beifall. Von nun an gab es in Ulm drei Brauer, die sämtlich die verpönten Farben führten.

In einem Gedicht von den deutschen Farben in Ulm werden dem Bürgermeister die Worte in den Mund gelegt:

„Mit Vorsicht muß man Verbotenes naschen,
Klug hab' ich mir's ausgedacht,
So hätten wir wieder den Pelz gewaschen,
Und ihn doch nicht naß gemacht.
Die Trikolore wär' uns geborgen,
Und doch wird nichts Übles getan,
Wir Ulmer können nun ohn' Sorgen
Uns freuen der deutschen Fahn'.
Uns laben in Schwarzen, Goldnen, Roten,
Trotz jeglicher Polizei;
Wir hätten die Farben, die man verboten,
— Einstimmig beschlossen: — Es sei!"

In liebenswürdiger Selbstironie endet das Gedicht mit den Versen:

„Und seitdem der Ulmer mit Heroismus
Seine drei Ochsen besucht,
Ob stets nur aus Patriotismus,
Das sei hier nicht untersucht,
So haben die Ulmer in jenen Tagen
Die deutschen Farben erdacht;

Das haben sie wieder, wird jeder sagen,
Pfiffig — wie immer — gemacht."

Die Welt hat sich seitdem gedreht. Nun könnte die andere Partei von den Ulmern lernen, wie man sich in schlimmen Zeiten helfen kann. R. Brau.

Das Gebot der Mode

China ist die Heimat der strengen Etikette, des Zeremoniells, der Gewöhnung an das „Schickliche". Wie alles Förmliche im Leben scheint das zunächst etwas Äußerliches, und wenn die Etikette auf Europäer fremdartig wirkt, erscheinen solche Vorschriften komisch. Aber die äußerlich beobachtete Form wirkt doch auf die innere Gesittung zurück, sie zwingt zur Selbstbeherrschung. In China zielt alles auf Bändigung und Sittigung primitiver Menschen durch eine feste Ordnung des Lebens. Die Formen der chinesischen Kultur erwiesen sich als so stark, daß sie innerhalb Chinas Eroberer wie Unterworfene zu Chinesen gemacht und über die Grenzen Chinas hinaus auf alle Nachbarvölker gewirkt haben. So ist auch den Japanern, deren ganze Kultur ohne das Vorbild Chinas gar nicht zu denken ist, zur Natur geworden, daß das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode eine feste Ordnung und Etikette hat nach Stand, nach Alter, nach Geschlecht. Es steht fest, wie ein jeder nach seinem gesellschaftlichen Stand zu begrüßen und anzureden ist, wem und wann Geschenke gemacht und in welcher Form sie überreicht und angenommen werden. Wie die Mahlzeiten anzurichten sind, welche Speisen zusammengehören, wie die Zahl der Gerichte sein muß, hat so gut sein unabänderliches Zeremoniell, wie die Art, Blumen anzuordnen. Die Form des Eingangstores, die Anordnung der Wohnung, die Kleidung und die Haartracht, bei feierlichen Gelegenheiten jede Bewegung sind fest vorgeschrieben. So ist das lebhafte Temperament der Japaner gebändigt worden. Man meint gewöhnlich, diese Lebens- und Umgangsformen wären mit der Europäisierung Japans beseitigt worden. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Alles aus Europa Übernommene ist in den Etikettenzwang eingegliedert worden. So muß in Japan bei bestimmten Gelegenheiten der

Gehrock getragen werden, und man ist nicht geneigt, davon abzugehen. Wer in bürgerlicher Kleidung bei irgend einer Hofzeremonie erscheint, muß den Gehrock tragen. Das sollte der politische Geschäftsreisende Englands, der Prinz von Wales, auf seiner kürzlich erfolgten Weltreise in Japan erfahren. Da der Thronfolger weder in Indien noch in Siam eines Gehrockes bedurfte, war er peinlich überrascht, als ihm erklärt wurde, ohne Gehrock dürfe niemand am Hofe des Mikado erscheinen. Man telegraphierte von Bord aus nach Tokio, ob diese Vorschrift nicht zu umgehen wäre. Die Antwort lautete: Undenkbar und unmöglich; man könne von dieser Verordnung nicht abgehen. Der britische Gesandte versuchte beim Auswärtigen Amt in Japan zu vermitteln. Er erreichte aber nur die Zustimmung, daß der Prinz in Uniform erscheinen könne. Die Herren seiner Begleitung, soweit sie keine Uniform besaßen, mußten sich schleunigst Gehröcke machen lassen, die man ihnen zu hohen Preisen anfertigte. So ist der Lauf der Welt. Im fernen Osten trägt man den Rock des Europäers und jedermann muß sich diesem Brauch fügen. Die Mode ist auch in Japan eine unerbittliche Macht. M. Brütt.

Der eingeseifte Goldschmuggler

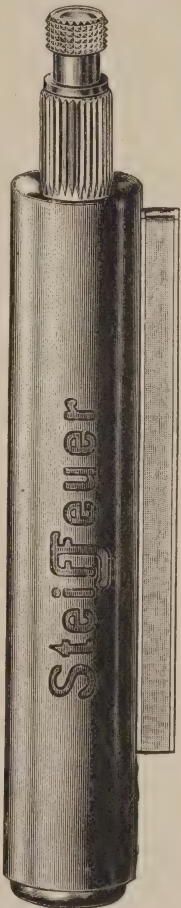
In einer Zeit wie die unsere, in der so vieles geschieht, was vor 1914 gar nicht möglich gewesen wäre, ereignen sich manchmal Geschichten, die man am liebsten in der alten Weise beginnen und zu Ende erzählen möchte wie ein Märchen mit den Worten: „Es war einmal". Trotzdem es sich um ein für den hauptsächlich Betroffenen nur allzu schmerzlich wahres Begebnis handelt, fangen wir an: Es war da in Budapest eine arme Kriegerwitwe, die irgendwo in der Vorstadt wohnte, wo die Häuser nur eine Pforte haben, und deshalb auch kein Schild nötig ist, worauf zu lesen ist: Eingang für Dienerschaft und Lieferanten im Hofe. Die arme Frau wollte ihre paar letzten Wäschestücke reinigen, ging zu einem Kleinkrämer und kaufte da ein Stück Seife. Im eifrigsten Arbeiten spürte sie etwas Hartes, das in der Seife war, und kaum ihren Augen trauend, entdeckte die arme Frau ein Zwanzigkronengoldstück, das offenbar durch ein Wunder hineingeraten war.

Welch ein Glanz erfüllte da die Hütte! Wenn man einmal ein Goldstück in der Seife gefunden hat, kann man leicht auf den Gedanken geraten, es gäbe solche Wunderstücke noch mehr. Und so war es denn auch. Ein paar andere beim selben Krämer gekaufte Seifenstücke erwiesen sich ebenfalls als „goldhaltig". Nun hatten bei dem ganz offenkundig ahnungslosen Kleinhändler aber auch andere Leute Seife gekauft, die gleichfalls Zwanzigkronengoldstücke darin fanden. Irgendwie kam nun auch die Behörde dahinter, daß hier etwas nicht richtig war. Zunächst erschien die Polizei bei dem Krämer und beschlagnahmte den ganzen Seifenvorrat. Dann stellte sich heraus, daß kurz vorher aus Budapest eine Seifensendung an einen Kaufmann nach Wien abgegangen war. Unterwegs fanden die Eisenbahnbeamten einen Formfehler, und da sich Schwierigkeiten beim Weitertransport daraus ergeben konnten, wurde die Seife aus dem Wagen genommen und einstweilen in der Station aufbewahrt. Nachforschungen ergaben, daß beide Adressen, die des Absenders und des Empfängers, falsch waren. Nachdem die übliche Frist abgelaufen war, gelangte der gesamte Vorrat zur öffentlichen Versteigerung. Um diese Zeit hielt sich der Budapester Krämer zum Einkauf von anderen Dingen im Stationsort auf und erwarb dort bei der öffentlichen Ausbietung den gesamten Vorrat. Es stellte sich heraus, daß einzelne Seifenstücke mehr als nur ein Zwanzigkronenstück in Gold enthielten. Insgesamt fanden sich darin noch nahezu dreieinhalb Millionen Goldkronen eingebettet. Der Goldschmuggler ist dabei ganz gehörig eingeseift worden; er wird sich hüten, mit seiner Person hervorzutreten. Denn nicht nur das Gold wäre verloren, schwere Strafe für diese Schieberei und Schmuggelei käme noch dazu. So ginge also das sonderbare Märchen damit aus, daß jemand Millionen verliert und schweigen muß, damit ihm nicht noch Schlimmeres widerfährt. Goldstücke in Seife zu verstecken, wird so leicht keinem wieder einfallen. P. Brüt.

Ein praktisches Feuerzeug

Taschenfeuerzeuge kann man, seitdem die Streichhölzer teuer geworden sind, nicht mehr entbehren. Auswahl gibt es genug, aber

nicht alle befriedigen, viele verſagen raſch. Entſchiedene Vorteile bietet das handliche und dauerhafte *Steiff-Feuerzeug*. Es iſt einfach in der Konſtruktion, ohne Räder, Federn, Schrauben, Gläschen, Einfüllapparate, ohne Hilfsmittel in wenigen Sekunden zerlegbar. Es faßt genügend Benzin, das nicht, wie das ſonſt vielfach der Fall iſt, raſch verdunſtet, weil durch dichten Verſchluß dem Verdunſten vorgebeugt iſt. Das Einfüllen durch die trichterförmige Öffnung läßt ſich leicht und ohne Benzinverluſt aus jeder gewöhnlichen Flaſche vornehmen. Der lange Docht aus unverbrennbarer Aſbeſtwolle um den Reibſtift brennt mit ſtarker, anhaltender Flamme, die auch nicht bei jedem Windzug verliſcht. Der Reibſtein iſt für jahrelangen Gebrauch groß genug, und die Reibfläche an der Seite ſo angebracht, daß das Streichen mit dem Zündſtift leicht und ſicher erfolgen kann. Für Pfeifenraucher hat das Steiff-Feuerzeug noch den beſonderen Vorzug, daß der Boden zum Stopfen gut geeignet iſt, und daß mit dem fackelartig brennenden Reibſtift die Pfeife bequem in Brand geſetzt werden kann.



Eine Hinrichtung ohne Blutvergießen

Ein Sprichwort lautet: „Die Nürnberger hängen keinen, ſie hätten ihn denn zuvor.“ Dieſer Spott ſoll aus einer Zeit ſtammen, da den Nürnbergern ein zum Tod verurteilter Strauchritter, Eppelein von Gailingen, der ſchon unterm Galgen ſtand, ausriß. Nun iſt es eine alte Rechtsgepflogenheit, zum Tod Verurteilte, die von dem

weltlichen Gericht in Person nicht zu erlangen waren, im Bildnis hinzurichten. Damit galt der Akt als vollzogen, und man durfte den etwa später dingfest gemachten Verbrecher nur dem Henker übergeben, der nun die eigentliche Hinrichtung vornahm.

Daß diese alte Rechtsform noch besteht, dürfte manchem nicht bekannt sein. Am 18. August 1922 fand auf dem alten Burgplatz von Brügge die papierene Hinrichtung des zum Tode verurteilten Mörders des belgischen Grafen d'Ukedem d'Acoz statt. Der Henker führte sein unblutiges Amt in folgender Weise aus: Er rammte zunächst einen Pfahl in den Boden. Als das geschehen war, schlug er in Mannshöhe den Beschluß des Geschworenengerichtes von Brügge daran fest. Dann erschienen zwei berittene Gendarmen, die eine halbe Stunde hindurch, links und rechts vom Pfahl Wache haltend, mit gezogenem Säbel stehen blieben. Damit war die „Hinrichtung" erfolgt.

Da in Belgien seit langem keine Todesstrafen mehr üblich sind, wird dieser Rechtsakt nur auf diese Weise ausgeführt. Nach dem Waffenstillstand sind die Aktivistenführer Dr. August Borms und Professor De Wael gleichfalls auf öffentlichen Plätzen hingerichtet worden. Dr. Borms sitzt noch im Gefängnis zu Löwen. Professor De Wael befindet sich seit zwei Jahren wieder in Freiheit. Er ist nur insofern tot, als er seines Hochschulamtes verlustig gegangen ist. Zurzeit schlägt er sich als Kaufmann durchs Leben. A. Gar.

Der König der Bettler

Als Japan sich den Europäern öffnete, fand man dort manche Sitten und Bräuche, die an mittelalterliche Zustände bei uns erinnerten. Auch in Europa gab es einst ein Bettlerrecht und einen Vogt dieser „Zunft", der ihre „Gerechtsame" vertrat. Daß die Bettler samt ihrem Vogt als unehrliche Leute galten, die im Ansehen mit dem verachteten Henker auf einer Stufe standen, versteht sich nach den zu jener Zeit herrschenden Anschauungen von selbst. Im Jahre 1872 saß ein Europäer als Gast des japanischen Arztes Matsumoto neben einem reichen Mann, der gleichfalls einer unehrlichen Klasse angehörte. Er stand in gereiftem Alter

und auf seinem einfachen Kleide prangte ein hochadeliges Wappen. Dieser Mann war der König der Bettler.

Im sechzehnten Jahrhundert erlebte Japan schlimme Zeiten. Das Land war durch innere Kriege schwer heimgesucht und zerrüttet. Endlich gelang es dem Kronfeldherrn Iyeyasu, die oberste Gewalt an sich zu bringen und das Chaos zu ordnen. Um das Reich zu befestigen, berief er die besten Männer aller Stämme und Parteien in seinen Rat. Unter diesen war auch das Oberhaupt der Familie der Yoritimo, der von einem früheren Krongroßfeldherrn abstammte. Der Abkömmling dieses Geschlechtes wollte sich dem neuen Herrscher und der veränderten Lage nicht fügen. Als man ihn fragte, welche Rangklasse ihm zur Aufnahme würdig genug schiene, erwiderte er trotzig: „Keine, wo ich nicht Oberhaupt sein kann!“ Iyeyasu ergrimmte über diese Forderung und befahl, der Widerspenstige solle erblicher König der Bettler sein. Ihm wurde erlaubt, das Wappen seiner Familie zu führen, und er bekam das Privilegium, von allen Einnahmen der Bettler im ganzen Reiche den Zehnten zu erheben. Gleichzeitig büßte er mit den Seinigen den früheren Rang ein, und die Familienglieder durften nur mit Bettlern und Bettlerinnen sich verheiraten. Das war eine überaus hohnvolle Strafe für den Hochmut dieses Unbotmäßigen. Der Bettlerkönig beharrte jedoch auf seinem starren Sinn.

Dreieinhalb Jahrhunderte häufte diese geächtete Familie, die nun mit allen Gliedern zu den Parias gehörte, große Reichtümer an, und dadurch gewann der jeweilige Bettlerkönig immerhin nicht geringen Einfluß. Es ist nun einmal in der ganzen Welt so, daß Geld eine einflußreiche Macht ist, gleichviel, aus welchen Quellen es stammt.

In höchst romantischer Weise wurde im achtzehnten Jahrhundert eine Bettlerprinzessin von einem Adeligen entführt; aber der Bann lastete weiter auf der Familie. Matsumoto war der Arzt des 1872 lebenden Bettlerkönigs, der ihm willig Geld für die Gründung eines Spitals in Tokio gab. Dem angesehenen Arzt gelang es endlich, dem Geächteten seinen früheren Rang wieder zu verschaffen. O. Gna.

Ein Knalleffekt

In früheren Zeiten war es üblich, daß die Schauspieler „extemporierten“; sie legten in einzelne Akte oft ganze Szenen ein, um die Rolle „glanzvoller“ zu gestalten, oder dem Publikum eine besondere Freude zu bereiten, das sich dafür meist recht dankbar bewies. Und so kam es denn oft sogar zu kleinen Theaterkämpfen, wenn den Zuschauern solche Szenen, die es gewohnt war, vorenthalten wurden. In den Bühnenkontrakten fand sich ein Paragraph, wonach das Extemporieren bei Strafe verboten war. Wieder einmal war ein Liebling des Publikums bestraft worden, weil er gewagt hatte, sich gegen diese Bestimmung der Direktion zu vergehen. Da kam in einem Stück ein Pferd auf die Bühne, das unbekümmert um die weltbedeutenden Bretter seine Äpfel fallen ließ. Der kurz zuvor gemaßregelte Schauspieler benutzte den Vorfall, ging zu dem Pferd heran und sagte laut: „Schimmelchen, weißt du denn nicht, daß du hier nicht extemporieren darfst?“ Da brach ein ungeheures Gelächter aus und Leute riefen von der Galerie herab: „Laßt den Marloff extemporieren! Bravo Marloff!“ Der Schauspieler Marloff zog die Taschen aus seinem Kostüm; sie waren leer. Scheinbar verzweifelt stand er da; er wollte, ohne ein Wort zu sagen, damit andeuten, er besäße kein Geld. Nun steigerte sich das Hallo erst recht.

Unter den Heldendarstellern einer älteren Schauspielergeneration war Opitz besonders beliebt. Als Direktor des alten Leipziger Stadttheaters erlaubte er sich, manche Rolle „zugkräftiger“ zu gestalten. Eine seiner Lieblingsrollen war „Karl Moor“ in Schillers „Räubern“. In der Szene des vierten Aktes, nach der Wiederauffindung des Vaters, schoß er eine Pistole über den schlafenden Räubern ab; ein besonderer Knalleffekt. Als Darsteller der Räuber gebrauchte er Leipziger Stadtsoldaten, sogenannte Meisen, die damals noch lange Zöpfe trugen. Nach dem Knall waren alle Räuber aufgesprungen; nur einer blieb liegen und krümmte sich hilflos am Boden hin und her. Opitz, dem Effekt seiner Rolle hingegeben, wollte eben seine Rede losdonnern, als er den zu seinen Füßen sich krümmenden Mann entdeckte. Wütend

fauchte er ihm zu: „Stehn Sie doch auf!“ Da schrie der Statist: „Herr Jeses, gutester Herr Opitz, ich kann ja nich, Sie treten m'r ja auf mein' Zupp!“

Gelächter erfüllte das Haus. Die Szene hatte ihren Höhepunkt erreicht; allerdings nicht so, wie Opitz es gewünscht hatte. E. Rö.

Wie man seine Leute kennen lernt

Ladendiebstähle sind auch zu normalen Zeiten nicht selten gewesen, aber seit alles so teuer und vieles ganz unerschwinglich geworden ist, mehren sich die Diebereien auffallend. In den Läden und Kaufhäusern sucht man deshalb die Waren so aufzustellen, daß die Versuchung, fremdes Gut an sich zu bringen, nicht allzu groß ist. Zu Jever in Oldenburg wollte ein Kaufmann seine Kundschaft auf ihre Ehrlichkeit prüfen und legte vierundzwanzig Schokoladetafeln auf seinen Ladentisch. Es dauerte gar nicht lange, bis sie weggenommen waren. Aber die Langfinger hatten sich in dem Kaufmann getäuscht, der war so schlau gewesen, in den Umhüllungen Holzplatten zu verpacken. K. Fr.

Er läßt sich nicht verblüffen

Der Gründer einer neuen Gelddynastie, ein offensichtlich verlauster Kerl, in dessen schwarzen Haaren das Ungeziefer leicht zu erkennen war, kam in ein Bankhaus, um dort einige Wechsel diskontieren zu lassen. Der Schalterbeamte betrachtete das unappetitlich bevölkerte Haar mißtrauisch; er wollte den Menschen samt den wenig erfreulichen Insekten möglichst rasch losbringen und sagte: „Es tut mir leid, ich kann Ihre Wechsel nicht annehmen, Sie haben, wie ich bemerke, schon zu viel auf sich laufen.“

Schnell gefaßt griff der Schieber nach seinem Hut, setzte ihn auf und erwiderte: „Ich werde alles decken, Sie können beruhigt diskontieren.“ G. Kr.

Natur und Kunst

In vielen Theatern fehlt es zum Aufbewahren sämtlicher Dekorationen an Raum. Meist befindet sich in der Nähe ein Gebäude, aus dem alles zu einer Vorstellung Nötige herbeigeschafft wird.

Als eines Tages verschiedene Stücke geholt werden mußten, die am Abend gebraucht wurden, befand sich auch ein schon gemalter großer Wasserfall darunter. Kaum waren die Träger damit auf die Straße gelangt, da ging ein Gewitterregen hernieder. Ein Ulkbruder, der eben vorüberging, rief den hastig vorwärtseilenden Leuten zu: „Männeken, nu müßt ihr aber fix loofen, sonst wird ja det Wasser naß." E. Hor.

Auflösungen der Rätsel des 3. Bandes:

Königszug S. 69:

Ob reiches Glück dir zugemessen,
Ob kummervoll dein Schicksal ist,
Die Mutter darfst du nicht vergessen,
Damit du nicht auch Gott vergißt.
Treu sollst im Herzen du sie halten,
Wie dir es auch im Leben geht,
Sie lehrte dich die Hände falten
Und sprach dir vor dein erst Gebet. Albert Träger.

Pokal S. 116:

M	A	R	S	**C**	H	N	E	R
	W	I	L	**H**	E	L	M	
	F	L	O	**R**	E	T	T	
	S	C	H	**I**	R	A	S	
		A	L	**S**	E	N		
		A	R	**T**	U	S		
			C	**I**	D			
				A				
			E	**N**	Z			
		O	R	**I**	O	N		
	S	C	H	**A**	K	A	L	

Scharade S. 166: Morgenland.

Defizitaufgabe S. 166: Ammersee, Anmerkung, Dämmerschein, Farmerhaus, Glimmerstein, Hammerstiel, immerfort, Jammertal, Kammerfrau, kummervoll, Nummerzahl, Römerglas, Semmering, Zimmerherr. Gemeinsame Mittelreihe: mer.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien